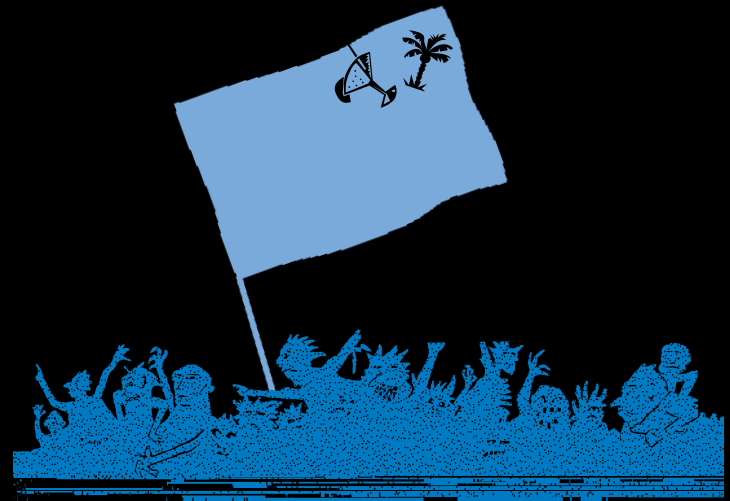


Utopisches Denken ist seit längerer Zeit in Verruf geraten. Obwohl der »wissenschaftliche« Sozialismus den »utopischen« für überwunden erklärte, werden utopische Vorstellungen für das Scheitern des Realsozialismus verantwortlich gemacht.

Rolf Schwendter beschreibt in einem kurzen Abriss die Entwicklungsgeschichte der Utopien, um sich dann mit gegenwärtigen und kontroversen utopischen Konzepten linker Bewegungen auseinanderzusetzen (zentralistischer oder dezentraler Aufbau; Entstehung von utopischem Bewußtsein aus den Wünschen und Tagträumen der Einzelnen etc). Dem Utopie-Begriff im wissenschaftlichen Diskurs widmet der Autor einige »vorläufige Überlegungen« am Ende seiner Schrift.

Rolf Schwendter

# U t o p i e



Überlegungen zu einem  
zeitlosen Begriff

Rolf Schwendter

# Utopie

Edition ID-Archiv  
Berlin – Amsterdam

Rolf Schwendter

## **Utopie**

Überlegungen zu einem zeitlosen Begriff

Edition ID-Archiv  
Berlin – Amsterdam

Rolf Schwendter, geb. 1939, lebt in Wien und Kassel und ist Professor für Devianzforschung an der Gesamthochschule Kassel.

Wichtigste Veröffentlichungen: Theorie der Subkultur (1971, Neuauf-  
lage 1993); Zur Geschichte der Zukunft. Zukunftsforschung und Sozia-  
lismus (Bd. 1, 1982; Bd. 2, 1984)

Rolf Schwendter  
**Utopie**  
Überlegungen zu einem zeitlosen Begriff

Edition ID-Archiv  
Schliemannstr. 23  
10437 Berlin  
ISBN: 3-89408-034-5

1. Auflage Juli 1994

**Gestaltung**  
seb, Hamburg

**Druck**  
Winddruck, Siegen

**Buchhandelsauslieferungen**

*BRD:* Rotation Vertrieb  
*Schweiz:* Pinkus Genossenschaft  
*Österreich:* Herder Auslieferung  
*Niederlande:* Papieren Tijger

## Inhaltsverzeichnis:

Zur Geschichte der Utopien	7
Begriff und Authentizität von Utopie	19
Einige zeitgenössische Utopien	35
Zur Demokratisierung der Konstruktion von Utopien	63
Fragen des Alltags, die einer Utopie bedürfen	77
Schlußbemerkungen	97

## Zur Geschichte der Utopien

ES IST ANSICHTSSACHE, wo wir die Geschichte der Utopien beginnen lassen. Manche zählen die Mythen vom verlorengegangenen Paradies hinzu – dann sind Utopien ganz alt. Es ist nur noch ein einziger Gedankenschritt notwendig: der, daß das verlorengegangene Paradies eines Tages wiederkehren wird, in welcher denkbaren Form auch immer. In der Tradition des Alten Testaments sind es die Propheten, deren Bilder – etwa, daß in der »endgültigen Zeit« das Lamm neben dem Löwen weiden wird – einen bedeutenden Einfluß ausüben: Ihre Verheißungen finden wir bei Jesus von Nazareth und in der Offenbarung des Johannes wieder. Die griechische Mythologie kennt ein »Goldenes Zeitalter« und den schließlichen Ruheplatz der Eleusischen Felder. Sympathisch alltagsorientiert ist die (schon durch den »weisen Herrscher« zu verwirklichende) Utopie in Laotsees »Tao Te King«: Kleine Nachbarschaften, in welchen die Speisen der Menschen süß, ihr Wohnen freundlich, ihre Lebensweise friedlich ist. Auch die mythischen Utopien, die von der Umwälzung der Kosmologie ausgehen, gründen in der Negation des jeweils schlechten Bestehenden. So erstaunt es nicht, daß das islamische Paradies der arabischen Wüstenvölker so sehr vom Überfluß an Wasser gekennzeichnet ist.

Andere lassen die Utopiegeschichte bei den ersten nachweisbaren Staatsabhandlungen oder Staatsromanen beginnen. Oft genannt wird hier der griechische Philosoph Platon, der, auf seine Weise, bereits Realutopien/konkrete Uto-

pien konstruiert. Zudem weist er die Besonnenheit auf, schon zwei verschiedene, seiner Ansicht nach ideale Gesellschaftsordnungen (eine »beste« und eine »zweitbeste«) zu entwerfen und miteinander zu vergleichen: Platons »Politia« mit seiner starrer Dreiklassengesellschaft (Herrscher/Philosophen; Soldaten; Bauern/Handwerker), Gemeineigentum und »Zuchtwahl« war zwar einerseits autoritär geprägt, andererseits aber auf Freiwilligkeit beruhend. Platon hat auch (erfolglos) versucht, den sizilianischen Diktator Dionysios zu beeinflussen und seine Utopien für die Gestaltung dessen Staates zu übernehmen.

Als erster utopischer Staatsroman des Altertums wird im allgemeinen der »Sonnenstaat« des Iambulos angenommen. Was nicht bedeutet, daß es keine anderen gegeben haben kann – auch wissen wir nicht, was alles in der Bibliothek von Alexandria, zum Beispiel, verbrannt worden ist. Nur kurz streife ich das Mittelalter, das zwar an utopischen Quellen reich, indes an utopischen Schriften im heutigen Sinne des Wortes jedoch arm ist. Erstere manifestieren sich vor allem in Märchen (Schlaraffenland), in Mythen (Barbarossa, der aus dem Inneren des Berges Kyffhäuser zurückkehren wird), in Vorstellungen unentdeckter Länder und »guter (imaginärer) Kaiser« (das Goldland »Eldorado« und der Kaiser Johannes), in den Normen religiöser Subkulturen (Albigenser) und gerechtigkeitsorientierter Sozialrebell.

Im heutigen Sinne des Wortes entstand die Utopie im 16. Jahrhundert. Sie ist vor allen mit dem Namen von drei Autoren verbunden: Der britische Kanzler Thomas Morus, später wegen seiner Gegnerschaft zum König Heinrich VIII hingerichtet und als katholischer Heiliger verehrt, schreibt seinen Staatsroman »Utopia«, der dem ganzen Genre den Namen geben sollte. Die Utopien kennen Gemeineigentum, umfassende alternative Bildungsprozesse, Dezentralisierung und Ablehnung des Luxus – allerdings auch sexuelle Repression, Sklaverei, Todesstrafe und Stellvertreterkriege. Der Dominikanermönch Tommaso Campanella, in Opposition zur herrschenden Linie seiner katholischen Kirche, daher den größten Teil seines Lebens im Gefängnis verbrin-

gend, setzt ebenfalls, mit Thomas Morus, auf einer Insel (wahrscheinlich Sri Lanka) seinen »Sonnenstaat« fest. Regiert von drei technokratischen Sonnenpriestern, die von der Staatsorganisation über die Bildung bis zur »Zuchtwahl« (siehe Platon) alles regeln, sind auch hier Armut und Privateigentum abgeschafft. Schließlich bezieht sich Francis Bacon in seinem Fragment »Neu Atlantis« auf eine ausschließlich technologisch-innovative Zukunftsgesellschaft und ist vom Wunder der Fülle künstlicher Herstellungen fasziniert. Böse Zungen behaupten, Bacon hätte all das geistig vorweggenommen, wogegen unsere zeitgenössischen Bürgerinitiativen gezwungen waren, den Kampf aufzunehmen.

Wiederum kennt das 17. und 18. Jahrhundert eine Fülle utopischer Äußerungen, unter welchen keine einzelne Schrift oder schreibende Person hervorragt. Der Buchdruck ist, in den Händen des aufkommenden Bürgertums, weit verbreitet. Der allmähliche Verfall des Feudalsystems wird langsam offensichtlich. Die Richtungen der gemachten Reformvorschläge (und Revolutionsansätze) klaffen weit auseinander. Es entstehen Staatsromane, Fürstenspiegel, Reisebeschreibungen zu imaginären »guten« Südseevölkern, entworfenen oder wirklichen Geheimgesellschaften, Verfassungsentwürfe, aufklärerische Reformkonzepte (oft genug in Romanform) und Alternativprojekte (Shakers).

Die Amerikanische Revolution 1776 und die Französische Revolution 1789 zeigen, daß Veränderungen möglich sind. Naheliegenderweise gibt es viele Autoren (und wenige Autorinnen), welchen die Veränderungen nicht weit genug gehen, zumal das Volk von Paris trotz aller Revolution arm bleibt.

Mary Woolstonecraft und Olympe de Gouges fordern in weitreichenden Konzepten die Rechte der Frauen ein.<sup>1</sup> Vor allen erreichten hierbei drei Utopisten historische Bedeutung, die bis heute anhält.

Der Graf Claude Henri de Saint-Simon zeichnet eine technokratische Welt universeller Sozialpartnerschaft von Industriellen und Arbeitenden mit Hilfe von Wissenschaft und

Kunst, die in produktivem Bündnis gegen die Herrschaft aller Unproduktiven (gemeint sind vor allem Grundherren, Klerus und hohe Beamte) die Welt dynamisch verändern sollen. Die »Landgewinnung« (der späte Goethe des »Faust II« war wahrscheinlich von Saint-Simon beeinflusst), der »Kanalbau« (bei so gut wie allen Kanalprojekten des 19. Jahrhunderts waren Saint-Simonisten beteiligt), die »Abschaffung« der Ehe und des Erbrechts sind hierbei Momente, die mir in aller Kürze der Erwähnung wert scheinen.

Charles Fouriers Gesamtwerk<sup>2</sup> kreist immer wieder um einen zentralen Gedanken: die stufenweise Auflösung der unüberschaubaren und herrschaftlichen Gesamtgesellschaft in eine Vielzahl von Großkommunen (zwischen 500 und 1800 Personen), die in einer Verbindung von Autarkie, solidarischem Austausch und Marktorientierung die Gesamtheit der Produktions- und Lebenszusammenhänge unter sich regeln sollen. Spezifisch für Fourier sind dabei die Auflösung dauerhafter Arbeitsteilung: Jeder Mensch, der dies will, soll in die Lage gesetzt werden, alle 1 1/2 Stunden einen anderen »Beruf« auszuüben, in kleinen Teams zu arbeiten und zu leben (die Fourier »Serien« nennt). Diese »Serien« betreiben geradezu in emphatischem Sinne multikulturelle Hege und Pflege und beinhalten normative Abweichungen (insbesondere sexueller, aber auch ideologischer und konsumtiver). Jahrzehntlang als Spinner angesehen, wozu einige Momente seines Werks, die in Science Fiction übergehen, auch einladen, wie z.B. die Verwandlung des Meeres in Zitronenlimonade und essbare Gallerte, ist Fouriers Einfluß auf eine Reihe von Utopien des 20. Jahrhunderts groß.

Schließlich der britische Fabrikant Robert Owen, der sein Vermögen für gesellschaftliche Experimente verwendet hat. Auch Owen ist ein Utopist der Dezentralisierung: Seine kleinen, auf die Aufhebung des Widerspruchs von Stadt und Land bedachten Einheiten haben bedeutende Einflüsse auf das Entstehen der britischen (und der weltweiten) Genossenschaftsbewegung und der Gartenstädte ausgeübt. Ebenfalls waren seine Ideen zu Erziehungs- und Bildungsprozessen weitertreibend.

Bis ins frühe 20. Jahrhundert setzt sich der utopisch-sozialistische Diskurs so gut wie bruchlos fort. Als allgemeiner Grundsatz kann dabei festgehalten werden, daß, je mehr die Produktion von Utopien sich häuft, desto stärker wird die ökonomische Strukturkrise fühlbar. Bis zu jener Zuspitzung der Krise, die im Revolutionsjahr 1848 zum Ausdruck gekommen ist, wären beispielsweise die »Reise nach Ikarien« des Franzosen Etienne Cabet zu erwähnen: eine zentralistische Utopie, die auf Effizienz, Arbeit, Gemeineigentum und strikte Hierarchie bezogen ist. Oder die des deutschen Schneidergesellen Wilhelm Weitling, etwa in den Schriften »Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte« und »Das Evangelium des armen Sünders«.<sup>3</sup>

Keineswegs hindert indes die Kritik Marx' und Engels' am utopischen Sozialismus – welcher infolge der Entwicklung des wissenschaftlichen Sozialismus als entbehrlich angesehen wird – an der weiteren Abfassung von Sozialutopien, was zur Jahrhundertwende einen Höhepunkt erreicht.<sup>4</sup> Dazu kommen noch technisch-wissenschaftliche Utopien, Dystopien zu den Wirkungen zukünftiger Kriege – die 1914 von der Wirklichkeit eingeholt wurden – sowie die idealtypische Erprobung in alternativen Projekten insbesondere in den USA.

Bei Marx selbst finden sich, wenngleich über das Gesamtwerk verstreut, mindestens 50 realutopische Anmerkungen; zusammenhangslos, nur wenig originell, aber fraglos von einem Bilderverbot weit entfernt.

Hochmilitarisiert, mit Wehrpflicht bis zum 45. Lebensjahr in einer allgemeinen Arbeiterarmee und einer hierarchischen Herrschaft der Älteren (Gerontokratie) ab dem 45. Lebensjahr, mit vereinheitlichter Meinung und Bildung stellt sich die Gesellschaft in Edward Bellamys »Rückkehr aus dem Jahre 2000« dar. Wie muß eine Gesamtgesellschaft ausgesehen haben, in der selbst diese Utopie die Phantasien von Millionen Menschen anreizen konnte!?

Ganz im Gegensatz dazu findet in William Morris' »News from Nowhere« (»Kunde von Nirgendwo«) eine dezentralisierte Reökologisierung statt – in der Themse der Zukunftsgesellschaft können wieder essbare Lachse gefischt werden.

Wie Fourier, zählt auch Morris zu den heute aktuell gebliebenen Utopisten der Vergangenheit.

Um nicht im Eurozentrismus zu verharren – ohnehin wissen wir viel zu wenig von den in den Ländern der 3. Welt abgefaßten Utopien –: Der republikanische, oft emigrierte, chinesische Autor K'ang Yu-Wei versucht in einer außerordentlich umfassenden, immer wieder in veränderten Auflagen erschienenen Schrift (»Das Buch von der Großen Gemeinschaft«) alle von ihm wahrgenommenen Weltprobleme zu lösen. Dabei gelingen ihm zwar eine Reihe von Einsichten; der Vereinheitlichungsdrang K'angs wirkt sich in vielen Momenten allerdings außerordentlich repressiv aus. Alle Staaten sind bei ihm nur als Planquadrate mit geographischen Längen und Breiten zugelassen, und alle Rassenunterschiede werden mit struktureller Gewalt nivelliert.

Zentrale Themen des utopischen Diskurses um die Jahrhundertwende sind die Verkürzung des Normalarbeitstages, insbesondere im Wechselverhältnis von Produktion und Bedürfnissen, bzw. Luxusproduktion, und das Verhältnis von Landwirtschaft, Handwerk und Industrie. Hertzka, Kropotkin, Bebel und andere übertreffen sich geradezu in Prognosen und realutopischen Versicherungen, daß der Normalarbeitstag auf 6, 4, 3, 2, 1 1/2 Stunden gesenkt werden könnte. Joseph Popper-Lynkeus ist mit seinen präzisen Berechnungen geradezu gemäßigt, wenn er zum Ergebnis von 6 Stunden kommt.

Nun könnte eingewendet werden, der Großteil der Genannten hätte Randströmungen der Arbeiterbewegung angehört. Dagegen spricht allerdings, daß August Bebel, Vorsitzender der SPD, die damals als marxistisch galt und mithin sicherlich im Zentrum der Arbeiterbewegung, nicht nur eine eigene Monographie über Charles Fourier publiziert hat, sondern auch sein Hauptwerk »Die Frau und der Sozialismus«, einen zeitgenössischen Bestseller, mit einer hundertseitigen Realutopie beschloß. Neben einer Reihe von überraschungsfreien Punkten, wie Gemeineigentum, zeichnet sich die Bebelsche Utopie durch einen verhältnismäßig avancierten Umgang mit ökologischen Fragen aus. So sollte Bebels Sozialismus auf Sonnenenergie aufgebaut sein.<sup>5</sup>

Der erste Weltkrieg hat utopisches Denken schwer beeinträchtigt. Nicht, daß es in den nachfolgenden Jahrzehnten keine Rolle spielte – doch wird die Form durch die sozioökonomische Lage der Welt beeinflusst. Als ob es darum ginge, dem Zeitgeist der Zwischenkriegszeit ein Symbol zu geben, befaßt sich Sörgels Utopie »Atlantropa« ausschließlich mit der Verbesserung aller Lebensumstände (wenigstens der vorgebliehen) durch die Errichtung eines Riesendamms in der Straße von Gibraltar, der im Laufe der Zeit das gesamte Mittelmeer auszutrocknen imstande wäre und von diesem nur noch einige (wenngleich tiefe) Seen übrig ließe.

Es ist die hohe Zeit der Dysutopien, wo auch Aldous Huxleys sprichwörtliche »Schöne neue Welt« entsteht. Nehmen wir als einen von vielen den fraglos bedeutenden utopischen Autor Herbert George Wells: Fast vierzig Jahre lang steht im Vordergrund Dutzender Romane, theoretischer Schriften und Aufsätze die Vorstellung einer weltretenden Geheimorganisation kahlgeschorener, kaltgeduschter, sexuell asketischer, großgewachsener Spitzenintellektueller, mögen sie gerade »Neue Samurai« oder die »Weltorganisation der Flugzeugtechniker« heißen. So viele Entbehnungen ziehen sicherlich Aggressionen nach sich, die für eine hierarchische Machtausübung auf Weltebene sorgen. Der Staat darf dann ruhig absterben: im Jahre 2300, ungefähr.

Nach dem zweiten Weltkrieg führt der dann eintretende Aufschwung zu einer widersprüchlichen Situation. In Ost und West sehen alle die Dinge zu ihrem Besten sich entwickeln: Sind es im Osten nur noch »Engpässe«, die die »entwickelte sozialistische Gesellschaft« vorerst verhindern, so muß im Westen nur noch ein »Kampf gegen die Armut« gewonnen werden. Zum einen ergibt sich daraus die Ansicht, daß die Utopie, jedenfalls als Staatsroman zwecks Herstellung besserer Gesellschaft, am Ende sei und in Science Fiction sich auflösen werde (z.B. bei Martin Schwonke oder Judith Shklar). Zum anderen gibt es jede Menge utopischer Konstruktionen, die – wir befinden uns am Anfang des Elektronikalters – eine Zukunftsgesellschaft nach den Grundsätzen des »mehr vom selben, schneller, höher, tech-



nologischer« vorsehen. Der CIBA-Kongreß 1962, die »Modelle für eine neue Welt«, die Szenarios von Hermann Kahn und Anthony Wiener deuten die Richtung an; metaphysisch überhöht auch von Teilhard de Chardin, bei dem, als Punkt Omega, Gott und die elektronische Maschinerie in eins zusammenfließen. Als Ausläufer schließlich noch Arbeiten, wie »Computopia«, des Japaners Masuda: Alles kann mit allem elektronisch kommunizieren; Prozeßrechnergesteuerte Automaten spucken so viele Güter aus, daß es nur noch Überfluß gibt. Selbstredend erzeugt Atom, mit oder ohne »faustischen Pakt« (A. Weinberg), soviel Strom, daß die Energieprobleme auf alle Zeiten gelöst sind, wie beim reformsozialistischen Radovan Richta. Nach Skinners »Futurum II«, wenn auch auf der Kibbuz-Basis entworfen, fungiert sie als Illustration der Verhaltenstechnologien desselben Autors. In den Jahren nach 1966 beginnt eine erneute langfristige strukturelle Wirtschaftskrise, die 1973 (»Ölkrise«) in das Bewußtsein der Öffentlichkeit tritt – und die immer noch nicht ausgestanden ist. In dieser zweiten »langen Depression« – so wurde die Wirtschaftskrise 1873-1896 genannt – kommt es zu einer zweiten »Resurrektion der Utopie«.

Da ich den großen Teil meiner Ausführungen in diesem Buch auf die letzten Jahrzehnte beziehen will, werde ich mich an dieser Stelle so kurz wie möglich fassen:

1.) Im großen und ganzen ist die ökologische Weltproblematik, bzw. sind gesellschaftliche Lösungsvorschläge derselben, der bestimmende Gegenstandsbereich der meisten zeitgenössischen Utopien. Dies gilt insbesondere, aber nicht nur, für den nahezu namensgebenden Roman Ernest Callenbachs »Ökoptopia«. <sup>6</sup> Multikulturell, sanft technologisch, dezentralistisch, frauenfreundlich, hierarchiearm (aber nicht hierarchielos): so idealtypisch dieser Roman (neben einer eher überflüssigen aggressiven Szene) ist, so sehr machen die verschiedensten vergleichbaren Utopien Varianten dieser Normen aus.

2.) Daran ändert auch nichts, daß unterschiedliche Interessen (zumal von einem weltweiten Blickpunkte aus) auch unterschiedliche zeitgenössische Utopien nach sich ziehen. Naheliegenderweise sind die Utopien der Dritten Welt in-

dustriegeprägter als die der Ersten. <sup>7</sup> Ebenso wird deutlich, daß das Mischungsverhältnis der intellektuellen Studentenbewegung zwischen elektronischen und ökologischen Momenten in den Jahren nach 1967 von Land zu Land variiert. In den Niederlanden und in den USA traten die ökologischen Einflüsse früher und nachhaltiger auf, in Frankreich, besonders spät.

3.) Der markanteste Unterschied zu früheren Zeiten verstärkter Utopiebildung besteht darin, daß nahezu alle mir bekannten utopischen Schriften im Sinne Ernst Blochs »Freiheitsutopien« sind: dezentral, hierarchiearm und wenig Wert legend auf effiziente Organisationsformen. Noch die Übergangsutopien von dem Siegeszug der elektronischen Maschinerie zum ökologischen Paradigma betonen die dezentralistischen Aspekte ihrer Visionen. Stellvertretend mögen hierfür die Zukunftsforscher Maguroh Maruyama und Alvin Toffler stehen: Maruyama für die Vielwertigkeit aller Erscheinungen, Toffler für den hoffnungsvollen Übergang von der Bürokratie zur »Adhocratie« <sup>8</sup>. Erst recht gilt dies ausnahmslos für alle ökologisch ausgerichteten Utopien.

Zu dieser Tendenz hat es in den siebziger Jahren markante Ausnahmen gegeben: Ausgehend von der wahrnehmbaren Gefährdung der Menschheit durch die ökologische Globalkrise haben drei Entwürfe außerordentlich unterschiedlicher weltanschaulicher Herkunft eine Öko-Diktatur vorgeschlagen. Es handelt sich dabei um den westdeutschen Konservativen Herbert Gruhl, den ostdeutschen Dissidenten Wolfgang Harich sowie um den amerikanischen Liberalen Robert Heilbroner (den genannten wären noch einige vergleichbare aus dem Umkreis des französischen Rechtsextremismus hinzuzufügen). Ein Übergewicht repressiver Ordnungsutopien ist allerdings dennoch nicht festzustellen.

4.) Eine überproportional große Zahl von Utopien (oder utopieähnlicher Entwürfe – zu dieser Differenzierung an anderer Stelle) bezieht sich auf Modelle künftiger Gesellschaften, wie wir sie schon bei Fourier gefunden haben: eine Vielzahl kleiner autonomer Gemeinschaften mit jeweils großer normativer Vielfalt. Dies tun sie sehr oft, ohne sich aus-

drücklich auf Fourier zu beziehen.<sup>9</sup> Die britischen Ökologen Edward Goldsmith und Richard Allen regen in ihrem »Planspiel zum Überleben« an, in einer Art Hundertjahresplan Großbritannien in Kommunen von 500 Personen zu zergliedern, um die Umweltverheerungen zu beenden. Die Ideen des Schweizer Autors mit dem Pseudonym P.M. zirkulieren sowohl in seinen Romanen (»Weltgeist Superstar«) als auch in seiner utopischen Konzeption (»bolo'bolo«) und in dem folgenden Band (»Olten, oder: Ideen für eine Welt ohne Schweiz«) um eine gegliederte Weltföderation aus Gemeinschaften (P.M. nennt sie »bolo's«) aus 500 Personen. Seine zentrale Motivation ist die Begründung von Gemeinschaften auf Selbstversorgungsbasis mit den Gütern des täglichen Bedarfs. Rudolf Bahros »Kommune wagen« wiederum basiert auf der Neubegründung der Klosterökonomie.

5.) Schließlich ist zu prognostizieren, daß die Resurrektion der Utopie noch einige Zeit anhalten wird. Zum einen macht die wirtschaftliche Situation (den ehemaligen Ostblock inbegriffen) nicht den Eindruck, sich in absehbarer Zeit wesentlich zu verbessern. Zweitens sind zwischenzeitlich eine Reihe utopieerzeugender Verfahren entwickelt worden, deren bekannteste die Zukunftswerkstatt von Robert Jungk ist (sie wird an anderer Stelle skizziert werden). Dies ermöglicht einer Vielzahl von Menschen, ihre Utopien (bzw. die ihrer Klassenströmungen, ihrer Teilkulturen und Subkulturen) zu formulieren, während dies in früheren Zeiten nur relativ kleinen Personengruppen möglich war.

Allerdings ist es durchaus möglich, daß innerhalb des nächsten Jahrzehnts ein weiterer wirtschaftlicher Aufschwung eintritt – und dann der angedeutete utopische Impuls nachläßt bzw. sich auf ähnlich kleine subkulturelle Gruppen beschränkt, wie dies in den Jahrzehnten des »Wirtschaftswunder« der Fall war.

In diesem Fall würde ich die vorliegende Prognose aufrechterhalten, daß der nächste zyklische Aufschwung auf der großtechnologischen Anwendung ökologischer Erkenntnisse, durchgeführt etwa von multinationalen Konzernen, basiert.

Vorherschaubar wäre dann, daß die Gruppe ökologischer motivierter Menschen sich teilt: in eine dann voraussichtliche Mehrheit (sozialdemokratische Vertreter der »ökologischen Modernisierung«, grüne Realpolitiker, Theoretiker, wie Joseph Huber), die mit dieser Entwicklung die ökologischen Utopien etwa der Siebzigerjahre als erfüllt ansahen – und in eine dann voraussichtliche Minderheit, der die entsprechenden Reformen nicht weit genug gingen. Freilich – unterstellt, ökologische Globalkrise und unkontrollierbare Biotechnik ermöglichen der Menschheit überhaupt ein Überleben, das den Namen verdient – würden jene zu früh frohlocken, die dann, wieder einmal, das endgültige »Ende der Utopie« gekommen sähen. Überraschungsfrei wäre vorherzusagen, daß die utopische Dimension spätestens dann wieder verstärkt da wäre, wenn die nächste Strukturkrise eintritt.

## Begriff und Authentizität von Utopie

UTOPIEN GELTEN ALS Wunschbilder eines künftigen Zeitalters. Zunächst, von einzelnen Menschen ausgehend, sind Utopien subjektiv gestaltete Zukunftsentwürfe, die im Ganzen oder im Detail eine wünschbare zukünftige Gesellschaft skizzieren. Der Philosoph Ernst Bloch hat anschaulich gemacht, daß die Utopie, über die er letztlich 3 Bände in seinem Hauptwerk, »Das Prinzip Hoffnung« geschrieben hat, schon beim kleinsten Tagtraum beginnt: der Lottogewinn, die Reise in den Süden, der neue Freund / die neue Freundin, eine deutsche Regierung ohne Kohl u.s.w. Bloch ist so weit gegangen, sogar die aggressiven Tagträume vom Typus »Tod der Schwiegermutter« als Beginn der Utopie anzuerkennen. Immer findet sich in unserem Lebenszusammenhang ein noch nicht eingelöstes, ein »Noch-Nicht«. Selbstredend bleibt es nicht bei diesen taggeträumten Privatutopien. Utopien vergesellschaftlichen sich in Familien, in Gruppen, in Teilkulturen, in Subkulturen, in Klassenströmungen.<sup>10</sup> Utopien besitzen neben der zeitlichen auch eine räumliche Dimension. Wörtlich übersetzt heißt ja auch »ou-topos« »Nirgend-Raum« – oder verständlicher »Nirgendwo«. Es kann sich, wie sehr oft, um eine Insel handeln, um ein Phantasieland in den Bergen, um eine geheime Burg, um einen abgeschnittenen Kleinstaat, eine Kommune, ein Land hinter dem Gießbreihügel, eine fremde Galaxie. Um zu diesem Raum zu gelangen, müssen allerdings Wege überwunden werden, wodurch die Zeit wieder Eintritt in das

utopische Feld erhält. Auch kann das Wunschbild durch ein Angstbild ersetzt oder verdeckt werden – dann wird von einer »negativen Utopie« oder einer »Dystopie« gesprochen. Manche Dystopien sind geradezu sprichwörtlich geworden, so der 1948 von George Orwell geschriebene Roman »1984«.

Als im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts die Zukunftsforschung sich entwickelte, wurde die Utopie zusehends zu einem ihrer Momente, und ihre herausgelöste Darstellung, etwa als Staatsroman, ist seltener geworden. Zukunftsforschung läßt sich als widersprüchliche Einheit von Prognosen, Planung und Utopie definieren: Während die Prognose die Voraussage wahrscheinlich eintretender Prozesse bezeichnet, bezieht die Planung sich auf die Dimension des auf zukünftige Abläufe gerichteten Handelns.<sup>11</sup> Demgegenüber hat es Utopie immer mit dem Subjekt des Verhaltens wie des Handelns zu tun; sie ist von Kategorien wie Wunsch, Tagtraum, Hoffnung, Bewußtsein, Selbstreflexion nicht ablösbar. Eine Untersuchung, die sich auf »wahrscheinliche«, »wirkliche«, und »mögliche« Zukünfte bezieht, hat diese drei Momente von Zukunftsforschung einbezogen. Das muß aber nicht mit Notwendigkeit so sein.

Es gibt Mischformen, die zu Beginn zumindest erwähnt werden sollten, da die Utopie in den vergangenen Jahrzehnten häufiger in deren Gewändern aufgetreten ist als in den uns vertrauten. Eine Utopie, die prognostische Erkenntnisse miteinbezieht, wird häufig ein »Scenario« genannt. Utopien, die mit planerisch-strategischem Handeln vermittelt werden sollen, gelten oft als »Entwürfe« – und zwar so oft, daß »Utopie« und »Zukunftsentwurf« nicht selten synonym verwendet werden. Das macht auch zuweilen Sinn: Ein großer Teil der Verfasser von Utopien tut dies durchaus mit dem Interesse, die utopischen Wunschbilder, Vorstellungen und Normen ja anschließend in die Wirklichkeit umzusetzen. Entsprechendes gilt für die Unterscheidung »(abstrakte) Utopie« (nicht umzusetzen) und »Realutopie« oder auch »konkrete Utopie« (könnte bei einer entsprechenden gesamtgesellschaftlichen Konstellation Wirklichkeit werden). Gegen diese Unterscheidung ist eingewendet worden, daß

es kaum eine Utopie gäbe, die nicht sich selbst als Realutopie, als verwirklichtbar, verstünde. Zwar trifft dies zu, dennoch erscheint mir die Unterscheidung sinnvoll. Des Utopisten Charles Fouriers Großkommune Phalanstere wäre jederzeit machbar, unterstellt, es gäbe 1600 interessierte Menschen, ca. 90 Millionen DM und ca. 640 Hektar Land. Des selben Utopisten Wunschbild hingegen, das Meerwasser werde sich in Zitronenlimonade verwandeln, hört sich demgegenüber arg abstrakt an.

Utopien haben, wie das meiste auf der Welt, zwei Seiten. Zum einen stellen sie immer, um es mit Herbert Marcuse zu sagen, die bestimmte Negation des jeweiligen schlechten Bestehenden dar. Aus dem Philosophischen ins Deutsche übersetzt, heißt dies soviel wie: Sage mir, welche Utopien in einem bestimmten Land zu einer bestimmten Zeit geschrieben worden sind, und ich sage Dir, wie, im Gegensatz dazu, die gesellschaftlichen Bedingungen damals dort gewesen sein müssen.

Wenn, um die beiden in der Geschichte hauptsächlich auftretenden Beispiele auch in diesem Zusammenhang kurz auszuführen, die Utopien die Dezentralisierung feiern, muß es in der »realen« Gesellschaft recht zentral hergegangen sein.<sup>12</sup> Selbstversorgungslandwirtschaft, der Staat als lose Konföderation von Kommunen, eine multikulturelle Vielfaltigkeit – wenn sie in der Utopie auftauchen, können wir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, daß die repressive Vergesellschaftung gerade zunimmt, daß die Willensbildung des einzelnen ausgeschaltet wird, große wirtschaftliche Einheiten (Manufakturen, Trusts, Kartelle, Konzerne) sich bilden, die immer mehr Vermögen und Einfluß anhäufen, Superstaaten (oder gar Supraststaaten vom Typus der EG) immer weiter sich zentralisieren, Großinstitutionen wachsen (und jeder kleinen Alternative, die im Gegensatz zu ihnen, vielleicht durch die bloße Existenz, Schwierigkeiten machen), Superideologien und Superwissenschaften nur ihre eigene Wahrheit für richtig halten. Hand in Hand pflegt dies dann zu gehen mit einem Zerfall von Primärgruppen (beispielsweise Familien) und einer zunehmenden Vereinzelung von Individuen, die,

um nicht im luftleeren Raum hängen zu bleiben, auf neue Formen möglichst selbstverwalteter Gesellschaften drängen.

Das zweite Beispiel betrifft jene Utopien<sup>13</sup>, die hierarchisch strukturiert sind. Eine der geschichtlich meistgenannten Umgangswesen mit Wunschbildern künftiger Gesellschaft besteht (bzw. wir müssen fast sagen: bestand) in der Annahme, ein zukünftiger hierarchischer Zentralismus, durchgeführt von weisen Lenkern des Gemeinwesens, würde alle Probleme der Welt so vortrefflich lösen, daß dies jedermann/jedefrau als zu ihrem/seinem Besten dienend anerkennen würde. Diese Zukunftsentwürfe erreichen vor allem in Strukturkrisen große Resonanz. Diese Ordnungsutopien zeigen im allgemeinen die Negativfolie einer Gesellschaft auf, in der es vor Konkurrenz, Chaos, Interessenwidersprüchen, die notwendige Problemlösungen blockieren, nur so wimmelt. Wenn etwa eine Utopie, in der wir es, in einer Atmosphäre paramilitärisch genormten Drills, keine zwei Tage als Arbeitende aushalten würden, von Hunderttausenden Arbeitern mit Begeisterung aufgenommen worden war, läßt es sich ermessen, wie das betreffende Land (es war die USA um 1890) ausgesehen haben mag – damit dieser Entwurf Begeisterung hervorzurufen imstande war. Jeder Trustherr gegen jeden, alternde Arbeiter gefeuert und auf den Müll geworfen, anstatt mit politischen Ämtern geehrt zu werden, jeder behaltene Arbeitsplatz, jede behaltene Mietwohnung ein Glücksfall, gewaltige Einkommensunterschiede – um nur wenig zu nennen. Ein anderes Beispiel für diese auch kompensatorische Funktion des Ausmalens farbiger Wunschbilder in schlechten Zeiten kommt nicht nur in der Tatsache zum Ausdruck, daß Utopien häufiger in Jahrzehnten der Strukturkrise als in jenen eines relativen strukturellen Aufschwungs verfaßt worden sind, sondern auch in der Abwesenheit der dystopischen Gegenseite. In einer Reihe von feministischen Utopien etwa kommen die Männer einfach nicht mehr vor. Wie sehr Autorinnen und Leserinnen am Patriarchat gelitten haben mögen, läßt sich daran leicht erkennen. Ebenso ist in sozialistischen und ökologischen Utopien der Kapitalist, wie der Direktor großer

Fabriken, nicht eben eine häufige Figur. Zum anderen, ich kehre zu den beiden Seiten der Utopien zurück, gehen diese nicht zur Gänze in dieser verneinenden, in dieser kompensatorischen Funktion auf. Dazu gehört im allgemeinen ein Moment dessen, was der frühe Rudolf Bahro in seinem Buch »Die Alternative« einmal »überschießendes Bewußtsein« genannt hat: jene unzensierten Wünsche und Bedürfnisse, die jede und jeder von uns zuweilen hat, die indes die meisten von uns selten ausformuliert haben. Wobei – dies geht auch schon aus dem zur Prognose und zur Planung Erwähnten hervor – Ernst Bloch nicht zufällig von der »docta spes« (auf deutsch: von der »gelehrten Hoffnung«) spricht: Je eher die überschießenden Momente des Bewußtseins durch die Möglichkeiten geschichtlicher Entwicklungschancen hindurchgegangen sind, ohne allerdings die Wünsche oder Bedürfnisse doch noch zu zensieren, desto naheliegender der Weg, wenigstens momentweise der Realisierung dieser Utopie näherzukommen. Entsprechend zweigleisig ist denn auch Ernst Blochs »Latenz-Tendenz« als Inbegriff der Zukunftserwartung: Die »Latenz« steht für den Wärmestrom, für Wünsche, Bedürfnisse und Gefühle, die »Tendenz« für den Kältestrom, für die Analyse historischer Entwicklungschancen.

Einer der zentralen Kritikpunkte an dem Abfassen von Utopien bzw. am utopischen Bewußtsein besteht im Vorwurf, Utopien seien zu statisch. Die Schreibenden der Utopien nähmen für ihre Zwecke einen abgeschlossen Raum an, der auch die ganze Erde sein könne – und alle darin würden wissen, was richtig und was falsch sei.<sup>14</sup> Daraus hat sich häufig die Position abgeleitet, Utopien würden unweigerlich zu totalitären Zukunftsentwürfen führen, in welchen die Freiheit zur Abweichung beseitigt sei. Beispielsweise sind es Karl Popper, Ralf Dahrendorf, in neuerer Zeit Fritz Raddatz und Marcel Reich-Ranicki, die dieser Position nahestehen. Letztere haben etwa in den Jahren seit 1989 häufiger den Standpunkt vertreten, Utopien seien etwas tyrannisches, und es wäre besser, es gäbe endlich keine mehr. Vergleichbares mag für Utopien vergangener Jahrhunderte immer mal gegolten

haben. Tatsächlich läßt sich insbesondere aus den Normen der Ordnungsutopien mit wenigen Handgriffen ein Legitimationsinstrument für eine faschistische oder stalinistische Ideologie machen. Die »Zuchtwahl« Campanellas oder Platons, kombiniert mit dem technologischen Instrumentarium Bacons oder Bogdanows, bis hin zur Genmanipulation, ergänzt durch die »richtigen« Normen der Weltenlenker Cabets und Bellamys oder Harichs – da braucht es nicht viel Phantasie, um unter der Hand die Utopie zur Dystopie zu verwandeln.<sup>15</sup>

Im Laufe der letzten Jahrzehnte allerdings haben sich die Grundmuster von Utopien und Zukunftsentwürfen diesbezüglich stark verändert. Haben, wie gesagt, die erwählten Gegner der Utopien vor allem mit den geschlossen-statischen Aspekten der utopischen Darstellungen argumentiert, sind zwischenzeitlich, aus einer Vielzahl von Gründen, die Utopien mit dieser Art von Kritiken nicht mehr zu treffen. Nunmehr handelt es sich zumeist um Utopien prozessualen Vorgehens, bei welchen der Weg zur Utopie mit dieser gleich mitgeliefert wird, auch die Veränderbarkeit der utopischen Gesellschaft selbst kein Tabu ist.

Um es mir nicht allzu einfach zu machen, beginne ich hier nicht mit einem ohnehin multikulturell-antwortvielfältigen Freiheitsutopisten vom Typus Fourier, Morris oder Callenbach, sondern mit einem zentralistischen Ordnungsutopisten, auf den das Ausgeführte gleichwohl zutrifft. Herbert George Wells liefert in seinem monumentalen »Shape of Things to Come« (»Die Gestalt der Dinge, die da kommen werden«) zum Inhalt seiner Utopie die Wegbeschreibung mit. Seine Kaste technokratischer Manager als kompetente Empfänger der weit ausholenden Wellsschen Pläne, um eine bankrotte kapitalistische Gesellschaft überwinden zu können, nimmt hier die Form der weltweit vereinigten Piloten, Fluglotsen und Lufttransporteure an. Das Szenario, immerhin 1933 veröffentlicht, beginnt mit dem 2. Weltkrieg (ganz richtig: zwischen Deutschland und Polen), aus dessen Zerstörungen und chaotischen Verlaufsformen die Hegemonie der Technokraten entsteht. Deren »Verschwörung für den Fortschritt« erreicht ihren Gipfel in einem Weltstaat tech-

nischer Rationalität, mitsamt Weltpolizei, Welttransportmonopol und monopolisierter permanenter Erziehung.<sup>16</sup> Dieser Weltstaat muß erst noch einige Jahrhunderte bestehen, bevor er dann absterben darf – dieses prozessuale Planspiel endet etwa um 2200. Mit einigen Verschiebungen ließe das Szenario indes sich auch bewegen, verändern, anders gestalten – selbst nach Rezepten, die Büchern von H.G. Wells zu entnehmen wären.<sup>17</sup> Die Veränderung hinsichtlich der neuen prozessualen Utopien besteht nun darin, daß in der Gegenwart kaum Zukunftsentwürfe erstellt werden, die nicht schon von vornherein prozessualen Charakter angenommen haben. Dies beginnt, zum einen, in jener eingangs skizzierten Zukunftsforschung, als deren Moment die Utopie angesehen werden kann (jedenfalls in diesem Kontext). Im Gegensatz zu den »Standardentwürfen« etwa des berühmten Hermann Kahn sieht die Auffassung Bertrand de Jouvenels von vornherein eine Mehrzahl möglicher Zukünfte (»futuribles«) vor. Um so mehr bei den neueren Utopien im engeren Sinne des Wortes. Goldsmith/Allens »Planspiel zum Überleben«, welches in der historischen Einführung kurz zitiert worden ist, läßt sich schon einmal gar nicht anders denken denn als offener Prozeß, der in seinem Verlauf modifizierbar sein muß. Utopien, wie die neo-benediktinischen Kommunen des Rudolf Bahro, die Weltföderation des US-amerikanischen Computer- und Video-Freaks John Muir, die assoziative Wirtschaftsordnung des anthroposophischen Umfelds Rudolf Steiners werden von vornherein als Ablauf eines Weges verstanden, in welchen hineininterweniert werden kann. Auch Ernest Callenbachs »Ökoptopia« ist, wie erwähnt, ein zweiter Band nachgeschickt worden, in dem der Weg nach Ökoptopia beschrieben wird – nachdem im ersten Band der Eindruck des verfestigt Entstandenen gemacht worden war. Ebenso gibt es eine kleine internationale Gruppe, die die Begründung von »bolo'bolo« anstrebt – und die noch so viele Wegstrecken vor sich hat, daß es ebenfalls nicht anders als provisorisch, prozessual und revidierbar vorstellbar ist. Selbstredend ist diese Aufzählung zeitgenössischer prozessualer Utopien weit von der Vollständigkeit entfernt. Im großen und ganzen ließe sich die

Behauptung aufstellen, daß neo-fourieristische, mikrologische oder spirituell-ganzheitliche Utopien schon einmal jedenfalls anti-statisch konstituiert worden sind. Unsystematisch fallen mir dazu ein: Reiner Lenz' ideell-kulturell anregendes »Meta-Seminar«; Peter Dubs/Alfred Erny'/Remy Gublers »O/S-System«, ebenfalls ein aufwendig-dezentralistisches Organisationsprogramm, von der Mittätigkeit der daraus Interessierten abhängig – möglicherweise kam es auch deshalb nicht in der Praxis zustande; Horst von Gyzkyk »Aufbruch aus dem Neandertal« und »Arche Noah '84«, wobei seine Kommunenmodellförderungsgesellschaft allerdings bis heute nicht so richtig zustandekam. Auch der »Anti-Odipus« von Gilles Deleuze und Felix Guattari mündet in eine Nachbarschaft zu Ivan Illich: das Recht eines und einer jeden zur Benutzung der Produktionsmittel innerhalb einer nicht-ödipalen Wunschgesellschaft, den Gebrauch größtenteils verminderteter Maschinen durch die größtmögliche Anzahl von Menschen, die Aufhebung des Spezialwissens und des Berufsmonopols – eine Form des Weges, die als statisch sich vorzustellen undenkbar wäre. Hand in Hand damit geht eine weitere grundlegende Innovation bei der Konstruktion von Utopien: der abnehmende Ausschließlichkeitsanspruch von Zukunftsentwürfen.

Können sich Utopisten von Morus bis Bellamy zumeist nur eine »richtige« Zukunftsgesellschaft vorstellen, so erfolgt hier – meines Wissens zum ersten Mal bei William Morris – die Feststellung, dies sei zwar die künftige Lieblingsgesellschaft des Autors, aber alle anderen möglichen Varianten seien auch vorstellbar. Einen Begriff Ernst-Ulrich von Weizsäckers aufgreifend, möchte ich hierbei vom Grundmuster der gesellschaftlichen Antwortvielfalt sprechen. Sie findet beispielsweise ihren Ausdruck in den Utopien Ernst Callenbachs (»Ökoptopia«), Otto Ulrichs (»Weltniveau«), Niels I. Meyers/K. Helweg Petersens/Villy Sorensens (»Aufruhr der Mitte«) und Walter Neumanns (»Revonah«). Die Grundnormen könnten hierbei in etwa wie folgt skizziert werden – wobei ich dann bitte, den hierbei notwendig eintretenden Schematismus meinem Raummangel, nicht aber einem inhaltlichen Dogmatismus zuzurechnen:

Es gibt Industrien, aber weniger als heute. Es gibt Städte, aber sie sind kleiner und anders. Ganz wenige Betriebe sind verstaatlicht, der Großteil produziert genossenschaftlich, vieles läuft auch im privaten Kleineigentum. Lebensweise, Energie und Produktion verlaufen durchgängig dezentralisiert. In den Städten gibt es Gartenbau und Kleintierzucht – dies, wenn nötig, auf dem Dachboden.<sup>18</sup> Die Innenhöfe sind belebt; ein großer Teil der Arbeit (des Handwerks, der Dienstleistungen und der Sekundärökonomie) wird in der »Freizeit« unentgeltlich gemacht.<sup>19</sup> Die Betriebe sind maximal 1500 Arbeitende groß, die Technologie ist angepaßt. Selbstredend gibt es ländliche Großkommunen im Sinne Fouriers (oder auch Bolos nach P.M. oder auch Ökodörfer..) und auch die verschiedensten kleinen Einheiten, von der Wohngemeinschaft bis zum Handwerkerkollektiv – aber ebenfalls nicht als einzige Form. Ebenso dominiert zwar die dauerhaft monogame eheähnliche Zweierbeziehung – aber nicht als einzige Form. Die Arbeit ist überschaubar, aber in ihrer Bedeutung eingeschränkt. Die Architektur reicht von »handmade houses« bis zu integrierten Einheiten mit Dachgärten, Sonnenkollektoren, Biogasanlagen, Fischteichen und Korkdämmungen. Das Essen ist nicht vegetarisch, aber der Fleischkonsum ist reduziert. Die Frau hat gleich viel zu sagen wie der Mann, manchmal (so bei Ernest Callenbach) sogar etwas mehr. Die Werkzeuge sind kürzer, und die Bildung ist eng mit der Praxis verbunden. Wie Antwortvielfältig eine solche Minimalutopie sein muß (bei Strafe ihres Untergangs), ist schon daraus zu ersehen, daß sie im Schnittpunkt so verschiedener Auffassungen steht wie sie von folgenden Gruppen vertreten werden: Ökosozialisten, Ökolibertäre, Anarchisten, Anthroposophen, ein Teil der Feministinnen, jüngere Sozialdemokraten, Leute aus der 3. Welt-Bewegung und aus christlichen Basisgemeinden, Spirituelle. Auch im Hinterkopf vieler Mitglieder der Partei »Die Grünen« dürfte das oben flüchtig skizzierte Wunschbild, wenn wir einmal von der Metropolenfraktion im Stile Daniel Cohn-Bendits absehen, aufscheinen. In verschiedenen Akzentuierungen trifft dieses Bild sich auch mit den Schriften benachbarter Utopien: mit den hierarchielosen »Beta-Strukturen« (den

hierarchischen »Alpha-Strukturen« entgegengesetzt) des norwegischen Friedensforschers Johann Galtung; mit der gesellschaftlich-genossenschaftlich fokussierten Spiritualität Erich Fromms, Theodore Roszaks oder Fritjof Capras/Hazle Hendersons; mit den »sanften Wegen« alternativer Techniker. Am extremsten – und damit am authentischsten – ist die Antwortvielfalt in der »lebenswerten Alternative« des Briten James Robertson nachzuzeichnen: In diesem Buch verzichtet der Autor explizit darauf, eine eigenständige Utopie zu entwerfen; statt dessen legt er den Lesenden seines Buches einen zweidimensionalen Baukasten vor, aus dem eine je spezifische Utopie konstruiert werden kann. Alles in allem erlaubt letztere ungefähr 180 Kombinationen – wobei ich annehme, daß kaum noch jemand die gesamte Matrix Robertsons durchlaufen hat. Dieses Verfahren nähert sich – um den Bogen zu schließen – jenem an, das in den späten siebziger Jahren der Kasseler Mathematikprofessor Hartmut Bossel mit einigen Bürgerinitiativen durchgeführt hat.<sup>20</sup> Auch hier wird, aufgegliedert nach einer größeren Mehrzahl von Gegenstandsbereichen, aus den einzelnen Aussagen eine Gesamtutopie zusammengesetzt – die ihrerseits wiederum große Ähnlichkeiten zur angedeuteten Antwortvielfältigkeit aufweist. Dieses Streben nach Antwortvielfalt hat auch seine Ursachen.

Die Klassenanalyse des 19. Jahrhunderts – am meisten ist sie mit dem Namen Karl Marx' verbunden, läßt sich allerdings nicht nur auf diesen beschränken – geht letztlich von der Existenz zweier antagonistischer Hauptklassen aus, die in einem notwendigen Antagonismus<sup>21</sup> zu einander stehen, welcher sich auf jenes »letzte Gefecht« zubewegt, von dem die »Internationale« spricht. Im Idealtypus des Klassenkampfes zwischen der (besitzenden) Bourgeoisie und dem (nicht besitzenden) Proletariat – der, und das darf bei der Erörterung dieses Themas nicht vergessen werden, vor allem von oben geführt wurde! – neigen alle weiteren Klassen dazu, unterzugehen: Die Feudalherren stehen zwar zunächst zur Bourgeoisie ebenfalls in einem antagonistischen Widerspruch (Französische Revolution, 1848 etc.), schließen sich aber dann gegen die proletarische Bedrohung zusammen (z.B.

gegen die Pariser Commune 1871). Zwar wird eine weitere Klasse angenommen, die in der Mitte zwischen Bourgeoisie und Proletariat liegt und als »Kleinbürgertum« bezeichnet wird (in dieser Kategorie werden Handwerker, Händler, Bauern, selbständige und lohnabhängige Intellektuelle vermischt). Doch wird dieser Klasse keine Chance zu einer eigenständigen politischen Äußerungsform gegeben. Sie ist, gemäß der Klassenanalyse des 19. Jahrhunderts, dazu verurteilt, sich aufzulösen und zu den beiden Hauptklassen überzugehen.

Diese Klassenanalyse, und das ist für unser Thema der Authentizität der Utopie von großer Bedeutung, funktioniert am Ende des 20. Jahrhunderts mit Sicherheit nicht mehr. Auf die Frage, ob sie je die Wirklichkeit in zutreffender Weise wiedergegeben hat, will ich hier nicht eingehen – für unseren Zweck wäre sie zu »akademisch« im schlechten Sinne des Wortes. Dafür sind, in der gebotenen Kürze, die folgenden Argumente beizubringen:

1.) Bereits im 19. Jahrhundert wird die Möglichkeit des Auseinanderdifferenzierens der Hauptklassen in Klassenströmungen vereinzelt angedeutet, ohne daß daraus theoretische oder strategische Schlußfolgerungen gezogen worden wären. Wenn Marx etwa auf die Teilung der Arbeit in Kopfarbeit und Handarbeit zu sprechen kommt, erwähnt er kurz ihre mögliche Scheidung »bis zum feindlichen Gegensatz« (Kapital I, S. 531). Ähnliches gilt für jene besitzlosen Klassenströmungen, die noch nicht einmal ihre Arbeitskraft verkaufen können, und die als »Lazarusschicht« (d.h.: die am meisten Leidenden) bezeichnet worden sind.

2.) Wie aus diesen Beispielen schon hervorgeht, erscheinen in der Klassenanalyse des 19. Jahrhunderts – um ganz »orthodox« zu beginnen – etliche Trennungen, die dann aber für die weitere, bekanntlich fragmentarisch gebliebene Untersuchung folgenlos bleiben: Kopfarbeit – Handarbeit; mehrwertproduzierende Arbeit – aus der Revenue (d.h. Einkommen) bezahlte Arbeit; leitende Arbeit – ausführende Arbeit; Arbeitsaufsicht – sich wiederholende Teilarbeit; aktive Lohnarbeit – Erwerbslosigkeit; ländliche Arbeit – städtische Arbeit; Lohnarbeit – Hausarbeit (Doppelbelastung); Quali-



fikation – aktive Arbeit – Ruhestand. Allein aus einer Matrix dieser Trennungen wäre es möglich, unter Abzug der Nullmengen, mehrere Dutzend Klassenströmungen herauszudestillieren.

3.) Dazu kommt, daß in der Fortentwicklung der Geschichte im Durchschnitt alle 50 Jahre eine neue hegemoniale Maschinerie konstruiert worden ist, die ihre Wirkungen auf die Zusammensetzung der Klassenströmungen ausübt. Marx hat seine Analysen auf Grund der Manufaktur, der Dampfmaschine und der gerade in Entfaltung befindlichen mechanischen Maschinerie, die ihm dann als »große Industrie« galt, erstellt. Dabei hat er immerhin ökologische Probleme erwähnt und die elektronische Maschinerie prognostiziert. Inzwischen hat die Welt die elektrische Maschinerie und die elektronische Maschinerie kennengelernt. In Umrissen deuten kommende Maschinerien (die ökologische, die biotechnische) sich an. Klassenströmungsbezogene Folgen waren unter anderem: die Trennung in Facharbeiter und Massenarbeiter; das Aufkommen der diversen Angestelltengruppen; die Ausdifferenzierung der lohnabhängigen Kopfarbeit in technische (Ingenieure) und soziale (z.B. lehrende) Zweige; die zunehmende Notwendigkeit der Infrastrukturherstellung, aus der eine entsprechende Menge von Staatsarbeiten den sich ergibt; die gerade zu beobachtende Entstehung eines Typus von Massenintellektuellen. Selbst wenn das als abschließend gedachte Kapitel des Marxschen »Kapitals« über die »Klassen« nicht Fragment geliebt wäre, hätte es ca. alle 30 Jahre neu geschrieben werden müssen.

4.) Dazu kommt, sofern wir beginnen, unsere Themenstellung weltweit zu betrachten, eine weitere Ergänzung. Auch wenn die hegemoniale Stellung jeweils den Ländern mit der entsprechenden Maschinerie zuzukommen pflegt, so darf nicht übersehen werden, daß (und sei es als Rest – oder als Keim) alle Klassenströmungen aller Gesellschaftsformationen und Produktionsweisen überhaupt weiterbestehen: von noch nicht seßhaft gemachten, oder gar ausgerotteten, Jägern und Sammlerinnen etwa im Amazonas bis hin zu Bildschirmtextheimarbeiterinnen in den Metropolen.

5.) Wir kommen also auf eine Anzahl von Klassenströmun-

gen, die sich auf weit über hundert belaufen dürfte. Dazu kommt, daß sich die Klassenströmungszugehörigkeit zudem auch noch alle paar Jahre zu verändern neigt.

6.) Schon zur Begriffsbestimmung der Klasse wurde im allgemeinen beigetragen, dies seien große Gruppen oder Zusammenballungen von Personen, die einen ähnlichen Zusammenhang der Arbeit und des Alltagslebens aufwiesen. Sehr glaubhaft schien mir das nicht: Nach Marx zählt sowohl der am Betrieb nicht beteiligte Spitzenmanager zum Proletariat als auch die erwerbslose jugoslawische Hausfrau, deren Arbeitszusammenhang und Alltagsleben durch extreme Unterschiedlichkeit voneinander gekennzeichnet sind. Die Ausdifferenzierung in Klassenströmungen bildet nun des Rätsels Lösung: Diese sind es, die ihr Arbeits- wie ihr Alltagsleben miteinander zu teilen pflegen – und daher Teilkulturen oder auch Subkulturen zu bilden pflegen.<sup>22</sup>

Zu den Utopien ist es von hier aus nur noch ein Schritt. Nun will ich nicht so puristisch sein, zu behaupten, jede Teilkultur oder auch jede Subkultur würde einer Klassenströmung entsprechen – allein die Klassenströmung der lohnabhängigen sozial-, geistes- und kulturwissenschaftlichen Kopfarbeit war ja an der Begründung mehrerer Dutzend von Sub- und Teilkulturen beteiligt. Zum anderen sind an Teilkulturen, Subkulturen und sozialen Bewegungen im allgemeinen etwa 10–15 Klassenströmungen beteiligt – alle anderen, wenn überhaupt, nur durch Einzelpersonen und Kleingruppen, die in der Folge eher ihre Klassenströmungen zu ändern neigen als ihre Teilkulturen. Doch scheint mir feststellbar zu sein, daß die allermeisten Teilkulturen und Subkulturen nur um relativ wenige, zumeist einander benachbarte, Klassenströmungen kreisen. Die denn auch ihre Wunschbilder der Zukunft miteinander teilen – welche sich dann ebenso erheblich von den Utopien anderer Klassenströmungen unterscheiden.

Die Authentizität der Utopie läßt sich leicht veranschaulichen, wenn wir uns mögliche Wunschbilder der Zukunft verschiedener Klassenströmungen vergegenwärtigen. Hausfrauen und doppelbelastete Frauen werden dazu neigen, Zukunftsgesellschaften zu entwerfen, in welchen ihre Form

entfremdeter Arbeit abnimmt, d.h. entweder in verstärktem Ausmaß (wenn möglich, zur Hälfte) auf die Männer übergeht oder aber auf eine (finanzierbare) Dienstleistungswirtschaft. Handwerker, Bauern, Künstler neigen eher zu industrieärmeren Gesellschaften, in welchen »das alte Recht« gilt. Dies war auch der zentrale Slogan historischer, insbesondere mittelalterlicher, Sozialrebelln gegen Veränderungen der Landesherren zu ihren Ungunsten. Auch heute ist etwa für die Bauern der oberösterreichisch-steirischen Grenzregion die Enteignung ihrer Höfe für den Bau der Pyhrn-Autobahn nicht unvorstellbar. Ganz anders die Wunschbilder der Facharbeiter, die dazu neigen, sich um industrielle Weiterentwicklungen zu zentrieren, arbeitssparend, ohne daß die Arbeitersparnis zur Rationalisierung gebraucht wird; die Utopien von Beamten, welches dem britischen Autor George Bernard Shaw aus dem Herzen gesprochen hätte, als er um die Jahrhundertwende vorschlug, alle Arbeitenden Großbritanniens ausnahmslos zu Beamten zu machen, beinhalten viel Kontinuität und wenig Konkurrenz; junge Langzeiterwerbslose sehen für sich und ihresgleichen »keine Zukunft«. Aber auch weitere Kombinationen sind möglich, die sich zwar von der oben skizzierten idealtypischen Realutopie entfernen, indes ebenfalls die Merkmale einer prozessualen, antwortvielfältigen Utopie aufweisen – eher mehr noch als die angedeutete Konsensualutopie. Damit wäre auch die (ansonsten naheliegende) Gefahr gebannt, daß das Ganze vorschnell zu idyllisch geriete. Rüdiger Lutz beispielsweise hat fünf Grundtypen zukunftsorientierter Modelle:

- »Ökoptopia«, nach dem Roman von Ernest Callenbach in etwa die obengeschilderte Minimalutopie;
- »Computopia«, nach einem Entwurf des japanischen Zukunftsforschers Masuda eine Zukunft voller umfangreicher elektronischer Vernetzungen;
- »Dallas«, nach der gleichnamigen Fernsehserie und der Skyline dieser texanischen Stadt das große Durchbrecher-Spiel der reichen Leute;
- »Chinatown«, jenes Nebeneinander multiethnischer dezentraler Einheiten, welches derzeit etwas modisch als

»multikulturelle Gesellschaft« bezeichnet wird;  
– »Gaia«, nach Autoren wie Lovelock die spirituelle Vorstellung einer Erde, die sich als lebender Organismus wahrzunehmen imstande ist.

Für den Zweck meiner Argumentation genügt es, auszuführen, daß Rüdiger Lutz bei einer Zukunftswerkstatt in Berlin die Aufgabe vorschlug, aus den 42 logisch denkbaren Kombinationen dieser sieben Zukunftsmodelle mittels Klebepunkten die je meisterwünschte Kombination der Teilnehmenden auszuwählen. Die weitaus meisten entschieden sich für die Kombination »Ökoptopia« – »Computopia«. Wie immer man/frau zu ihm stehen mag:

Fraglos handelt es sich hierbei um einen Zukunftsentwurf, der ohne ein maximales Ausmaß von Offenheit, Prozeßualität und Antwortvielfalt nicht möglich wäre. Dieser Entwurf verstärkt die in der elektronischen Maschinerie fraglos gleichzeitig vorhandenen dezentralistischen Tendenzen (bei einer Kombination z.B. mit »Dallas« wäre das Gegenteil der Fall); er vermeidet die Idylle, indem der Widerspruch zwischen Natur und Technik eingebaut wird (was etwa bei einer Kombination mit »Gaia« verlorenginge).

## Einige zeitgenössische Utopien

DER IN DEN USA bereits 1975 erschienene utopische Roman »Ökoptopia« von Ernest Callenbach ist ein uraltes Thema dieser literarischen Gattung. Diesmal ist es ein Journalist (William Weston), der aus der dystopischen Wirklichkeit USA in die Secessionsländer Washington/Oregon/Nord-Kalifornien geschickt wird, dort diese Gesellschaftsordnung schätzen lernt und sich in eine Frau verliebt.<sup>23</sup> Die Secession hat sich 1980 (!) vollzogen. Flugverkehr ist verboten; Bahnhofsgebäude sind aus Holz gebaut, verfügen dafür über Bibliotheken. Marihuana ist legalisiert. Die Eisenbahnzüge sind mit Grünpflanzen ausgestattet, sie funktionieren nach dem Magnetbahnprinzip. Die Mülltrennung (Metall, Glas, Papier, Plastik) und das Recycling sind der Stolz des Landes. Gebaut wird mit Bruchsteinen, Lehmziegeln, Brettern. Autos sind durch elektronische Kleinbusse und Taxis ersetzt: Der öffentliche Personennahverkehr ist unentgeltlich. San Francisco ist aufgeforstet worden und die kleinen Flüsse wieder ans Tageslicht gebracht (ebenda). Auch stehen weißlackierte Provo-Fahrräder kostenlos zur Verfügung. Die Wolkenkratzer in der Innenstadt, früher Konzernbüros, sind in Wohnbauten verwandelt und durch Fußgängerbrücken verbunden worden (Schwindelfreiheit scheint in Ökoptopia erforderlich zu sein). Unmittelbar am Stadtrand kann Rotwild gejagt werden. Die Kleidung enthält keine synthetischen Fasern, bzw. sie ist stabil, aus einheimischer Produktion, teuer und aus einem aus Baumwolle entwickel-

ten Kunststoff. Der Nahrungsmittelkreislauf ist geschlossen, Abwässer und vergleichbarer Müll werden in organischen Dünger umgewandelt und dem Boden wieder zugeführt. Mikrowellenherde sind verboten. Auf Metalle, von Eisen abgesehen, wird verzichtet, ebenso auf synthetische Farben. Das Essen ist zuckerlos. Soweit es ging, sind die bestehenden Städte in Nachbarschaften oder Gemeinden aufgefächert worden. Viele Menschen leben in Wohngemeinschaften, welchen 10–15 Räume zur Verfügung stehen. Der Transport erfolgt mittels Container, Terminals und unterirdischen Förderbandsystemen. Bestimmte Bereiche sind automatisiert, die anderen Arbeitsgänge werden von Arbeitsgruppen durchgeführt. Auch hat das »do-it-yourself«-Prinzip, frei nach Ikea, die Sphäre des Fahrzeugbaus erreicht. »Ein Teil der ehemaligen Vorortwohnviertel zwischen den neuen Siedlungsringen ist bereits abwechselnd in Wald und Weideland umgewandelt worden. (...) Schmale Waldstücke säumen die gewundenen Flußläufe. Habichte ziehen träge ihre Kreise.« Inspirationen durch die indianischen Traditionen sind an der Tagesordnung.

Die Frauen in Ökotopia haben sich völlig aus ihrer abhängigen Rolle befreit; die Einwohner legen Wert auf eine Vielfalt von sozialen Beziehungen und brauchen vielfältige Kontakte; die Männer zeigen ihre Gefühle offener, auch solche der Schwäche. Skifahren (besonders Langlauf), Wandern, Angeln, Schwimmen, Segeln, Gymnastik, Tischtennis, Volleyball sind beliebt, alltägliche körperliche Betätigung gebräuchlich – ansonsten ist Sport nicht üblich. Die Schulen verfügen über einen lockeren Stundenplan, weshalb Kinder viele Ausflüge machen. Gejagt wird mit Pfeil und Bogen. Der Grundbesitz entlang der Küste ist enteignet und zu »Wasserparks« erklärt worden. Wie bei William Morris gibt es in den Flüssen wieder Lachse, Ökotopia ist keineswegs grundsätzlich technikfeindlich. Es gibt Videogeräte, Bildtelefonie, Kabelfernsehen mit Übertragung politischer Willensbildungshandlungen. Als Utopie gilt denn in den USA auch, daß die Werbespots nicht eingeblendet, sondern als geschlossener Block zwischen zwei Sendungen geschoben werden. Mit der Fabrikation neuer Erfindungen kann nur

begonnen werden, wenn zehn Bürger oder Bürgerinnen übereinstimmend feststellen, daß sie die zu erwartenden Defekte eigenhändig mit gewöhnlichem Werkzeug reparieren können. Die Landwirtschaft ist verstaatlicht. Die Kapitalflucht wurde forciert, um die freiwerdenden Betriebe übernehmen zu können; strenge Naturschutzgesetze wirkten unterstützend. Erwerbslose werden beim Aufbau des Eisenbahnnetzes sowie der Abwässer- und Recyclinganlagen eingesetzt. Wer große Mengen Bauholz kaufen will (z.B. für den Hausbau), ist verpflichtet, mehrere Monate lang in einem Waldcamp zu arbeiten. Aus Holz sind auch neue Kunststoffe entwickelt worden – was durch die Aufforstung ehemaliger Obstplantagen und Felder ermöglicht wurde. Rinderherden gehören zum gewohnten Landschaftsbild – der Beruf des Cowboys hat eine neue Bedeutung gewonnen. »Zahlenmäßig ist die ökotopianische Bevölkerung seit fast 15 Jahren in einem allmählichen Absinken begriffen«. Das ist offizielles Ziel der Nation, erreicht durch Aufklärung über Empfängnisverhütungsmethoden und Abnahme von Bevölkerungskonzentration (mit lokaler Bevölkerungsverteilung – Optimum 40.000–50.000/Stadt). Auch sind medizinische Versorgung, Schulen, Agrarbetriebe dezentralisiert. Radikale streben den Nulltarif für Bahnreisen an, um für weitere Teile der Bevölkerung das Landleben anziehender zu machen. Unter »Familien« werden in Ökotopia Wohngemeinschaften von 5–20 Mitgliedern verstanden (teils verwandt, teils nicht), die sich Versorgung, Haushalt, Kindererziehung teilen. In kinderlosen Wohngemeinschaften ist der Beruf entscheidend. Die sexuellen Bindungen sind stabil, nur an vier Feiertagen im Jahr ist Promiskuität weit verbreitet. Genmanipulation und Walfang erregen Abscheu. Die Orientierung an Vorgängen in der Natur, gefolgt von der Annahme, daß Aggressivität zur »natürlichen« menschlichen Triebausstattung gehöre, führt zur Installation ritueller Kriegsspiele, die mit Speeren durchgeführt werden – sehr ähnlich wie in P.M.'s »bolo'bolo«, nur noch ritualisierter. Diesen Kriegsspielen und ihren Folgen wird im Roman relativ viel Platz eingeräumt. Die Banknoten sind bunt (»fast tropisch«), die Geräte fast geräuschlos; der Klatsch auch

über intime Beziehungen akzeptiert und weitverbreitet. Wie stets in den USA, gibt es zwei dominierende Parteien, die regierende Survivalist Party und die oppositionelle Progressive Party, ergänzt durch einige Contras. Die Survivalist Party wird, bis hin zur Präsidentin, von Frauen dominiert. Politische Treffen kennen keine Geschäftsordnung, wie auch keine feste Tagesordnung und machen Spaß. Gerichte und Rechtsanwälte sind gut beschäftigt. Das Wappentier Ökotropias ist der Silberreier.

Das ökotopianische Wirtschaftssystem ist ein Mischsystem: Belegschaftsbetriebe in Selbstverwaltung, ökologische Investitionslenkung, entschädigungslose Erbschaftssteuer auf produktives Eigentum, Körperschaftssteuer als einzige Quellensteuer, viele selbstständige Handwerker, Primat von Partnerschaftsbetrieben, Einschränkung von Gehaltsunterschieden, Verbot direkter Investitionen in andere Unternehmen, aber auch eine starke Nationalbank, Konkurrenz der Betriebe untereinander, Schutzzölle gegenüber Asien. Garantiertes Mindesteinkommen für Lebensmittel, Wohnung und ärztliche Versorgung – letzteres vor allem in den USA eine Utopie. Grundbedarfsplänen mit weit entwickelter Standardisierung. Die nicht-weißen Bevölkerungsteile verfügen über ihr eigenes Territorium, welches den Status offizieller Stadtstaaten innehat: Stadt-Regierungen, Steuern, Gerichtsbarkeit, Polizei, Industrie, Farmen, Briefmarken, Währung und die Außenpolitik sind gemeinsam. Die Chinatowns und Soul Cities erwecken den Eindruck, daß hier Rüdiger Lutz' »Ökotopia« mit seinem »Chinatown« bereits eine Synthese eingegangen sei. In Soul City ist Suaheli erste Fremdsprache. Heroinhandel ist Regierungsmonopol und gedrosselt. Gewaltverbrechen werden hart bestraft. Allerdings sind auch die Justizvollzugsanstalten dezentralisiert und der Strafvollzug human (Teilnahme an Lohnarbeit tagsüber; Partner und Partnerinnen können sich nachts hinter Gitter begleiten). Das Militär ist ein Milizsystem. Alternative Energien aller Art sind selbstverständlich. Die Medien sind entflochten; die Medienvielfalt ist angestiegen. Printmedien können selbst kopiert werden; den Disketten-Druck hat Callenbach technisch vorweggenommen. Die

Schulen erinnern an Farmen, wo der Unterricht im Freien oder in Holzbaracken stattfindet, die Unterrichtszeiten schwanken und meist gibt es Projektunterricht. Die Schüler sind in Stammesgruppen zusammengeschlossen und arbeiten zwei Stunden am Tag körperlich, wenn auch selbstbestimmt (incl. der Verfügung über die Erträge). Schulen sind Privatunternehmen und gehören dem Lehrerkollektiv: Schulgeld ist nach oben begrenzt, aber zu zahlen. Mit 12 oder mit 18 Jahren sind Prüfungen abzulegen, und zwar vor einem Komitee, dem Pädagogen, Politikern und Eltern angehören, ansonsten gibt es keine Schulaufsicht. Es besteht eine gestaffelte Beihilfe für die Finanzierung der Schulbildung. Forschung und Lehre sind voneinander getrennt: kleine Forschungsinstitute einerseits, basidemokratische Hochschulen, in welchen die Professoren von den Studierenden direkt bezahlt werden andererseits (»... existiert in Ökotopia kein Beruf, für den ein Titel eine unabdingbare Voraussetzung wäre«). Ergänzt wird durch Erwachsenenbildung, Projektstudium und die Hinwendung zum hypothetischen Denken. Der künstlerische Wettbewerb ist hart. Das Gesundheitswesen ist schon wegen der Kriegsspiele erforderlich. Ansonsten wie zu erwarten: dezentralisiert, nicht elektronisch, »tender loving care«, Massage, Krankenversicherung »von der Wiege bis zur Bahre« (USA!), Milderung der Arbeitsteilung Ärzte – Techniker – Pflegepersonal, Hebammen, fatalistische Einstellung zum Tod, Psychosomatik. Die Arbeit wird, fast wie bei Fourier, gelegentlich durch Parties unterbrochen. Studierende studieren und arbeiten jeweils im Turnus ein Jahr lang. Es gibt keine nennenswerte Zahl von unfreiwillig Erwerbslosen; wenn erforderlich, werden Überstunden gemacht, die die Parties ausgleichen. Marihuana, wie gesagt, ist legal, wird indes maßvoll konsumiert (211-215). Der Lebensstandard allerdings ist, auf ökologische Weise, gesunken. Davon versteht auch Ernest Callenbach etwas: 1972 hat er ein anderes Buch, »Living Poor with Styl« (in etwa: »Arm leben – aber mit Stil«), geschrieben.

Einen Idealtypus der zeitgenössischen dezentralistischen Utopie stellen die Arbeiten jenes Schweizers dar, der in

Zürich lebt und unter dem Pseudonym »P.M.« in neuerer Zeit meist beim Paranoia City Verlag publiziert. Seine frühere Arbeit »Weltgeist Superstar« ist noch vielen Veratzstücken aus dem klassischen Genre der Science Fiction verpflichtet. Der Ich-Erzähler muß erst jede Menge Verfolgungsjagden, Mordanschläge, gedeutete Geheimschriften und Reisen um die halbe Welt überleben, bis er beim Startplatz seines ersten Raumschiffes landet. Die säkulare Pointe dieses Buches besteht darin, daß in jenem Raumschiff, erwartetermaßen, Karl Marx sitzt, welcher unter diesen interplanetarischen, von Zeitreisen gezeichneten Bedingungen überlebt hat. Heute, 1993, würden sich – bedauerlicherweise – nur wenige diese Pointe mehr trauen. Danach aber zeichnen, im unvermeidlichen Planetenhüpfen, jene inselhaften Sterne sich besonders aus, auf welchen dezentrale, genossenschaftliche, mehr oder weniger herrschaftsfreie Strukturen sich entfaltet haben. Bemerkenswert erscheint im Rückblick auch, daß in jener merkwürdigen Strukturäquivalenz zwischen Erde und Genossenschaftsplaneten – ich müßte lügen, würde ich behaupten, sie zur Gänze verstanden zu haben – eine als durchschnittlich skizzierte Schweizer Landkommune der verfolgten glücklichen Insel (wir erinnern uns, daß diese Lage jener zwischen Rendang und Pala in Aldous Huxleys »Eiland« entspricht) am ehesten ähnelt. So gibt es auch eine Art von »Kader«, gleichzeitig Erdbewohnende und Planetenhüpfende; auch spielen die Katzen eine nicht ganz durchschaubare, das Sonnensystem überschreitende Rolle. Der Weg zu »bolo'bolo« ist, wenn auch in Keimformen, vorgezeichnet. »bolo'bolo« ist nun eine strukturelle Utopie ohne erzählende Elemente, wie sie bereits nach der Jahrhundertwende einmal sehr beliebt war.<sup>24</sup> Sie enthält einen Vorspann, ein Sprachenregister, und, diesem folgend, die einzelnen Elemente der Utopie aufgelistet. Hier beginne ich mit dem Sprachenregister, weil ich vorhabe, dieses ersatzlos zu streichen. Da P.M. seine Utopie als weltweite unterstellt, ganz im Gegensatz zu den eher herkömmlichen Planeten-Inseln in »Weltgeist Superstar«, muß es bei ihm ein Welt-Esperanto geben, und sei es eines, das aus 20 Grundworten besteht.<sup>25</sup>

Der Vorspann ist ein Mittelding von praxisleitender Exposition und Größenphantasien: Da die ökologische Krise wie die politische Verwirrung derartig vorangeschritten ist, ist praktisches Handeln bald notwendig. Entsprechend wird es erforderlich, nicht nur viele der vorgeschlagenen Gruppen zu gründen, sondern auch, sie in Dreierkombinationen zu vernetzen: je eine aus den kapitalistischen Metropolen, dem damals noch bestehenden Realsozialismus und der Dritten Welt. Dieser Prozeß wird sehr rasch vor sich gehen – schon 1985 wird die Welt schlagartig zum großen Teil aus Gruppen und ihrer Gemeinschaft bestehen.

Der Kernpunkt dieser Utopie besteht meiner Wahrnehmung nach aus folgenden Sachverhalten:

– Jede Gruppe besteht in etwa aus 500 Personen. Wird diese Zahl erheblich unterschritten, bestehen Zuzugsmöglichkeiten, wird sie überschritten, sind Sezessionen oder Zellteilungen angesagt. Vermieden werden soll dadurch das Entstehen von Super-Gruppen, die sich Grund und Boden, Macht, Einfluß unter den Nagel reißen.

– Die zentrale allgemeine Norm aller bestehenden Gruppen ist die Pflicht, ihrer Subsistenzarbeit zu genügen, so daß allen Angehörigen dieser Gruppen täglich mindestens 2.000 Kalorien zur Verfügung stehen.

– Die Produktionsmittel (insbesondere jene, die für die Subsistenzarbeit erforderlich sind; darüber hinaus siehe unten) sind im Gruppeneigentum. Für alle anderen Personen und Gruppen tabuisiertes Privateigentum ist eine als allgemeines Menschenrecht jeder Person zustehende Kiste von einem Kubikmeter Fassungsraum, deren inhaltliche Bestimmung ausschließlich der je einzelnen Person zusteht. Und sei es, P.M. erwähnt dieses Beispiel, das Maschinengewehr, das der Held des Italo-Western immer bei sich führt. Da P.M. wiederholt und mit Vehemenz darauf hinweist, daß die Möglichkeiten des Wanderns und Reisens sich sehr verbessern sollen, sei bescheiden darauf hingewiesen, daß für eine Reihe von Tätigkeitsgruppen – etwa Künstlern und Künstlerinnen – der Fassungsraum viel zu gering wäre; es sein denn, ein komplexes System von Lagerräumen würde sich einspielen. Darüber hinaus ist, als besondere und einzelne Grup-

pennorm, jede zusätzliche Produktivität, somit jede spezifische teilkulturelle oder subkulturelle Ausformung, gestattet. Eine halbe Seite lang führt P.M. auf, welche Subkulturen, Teilkulturen, Berufsgemeinschaften, religiöse Gruppen, ethnische Minderheiten, Subsistenzgruppen in genanntem Sinne sich bilden könnten – nicht ohne fast entschuldigend diese Passage abzuschließen, die Majorität würde wohl Großgruppen von »Normalos« bilden.

– Die Spannweite der Subsistenzgruppen stellte sich dem Autor, selbstredend als Legitimierte, dar, sagen wir, vom buddhistischen Kloster, welches über die knappste vegetarische Subsistenz hinaus tatsächlich nichts produziert, und dessen Mitglieder ansonsten sich der Meditation weihen, bis hin zur ultra-hedonistischen Yuppie-Kommune, welche darüber hinaus cool-hektisch produziert (sagen wir – Software) und entsprechend den Tag mit Sekt und Kaviar beginnt. Welche indes, selbstredend, ebenfalls gehalten ist, ihre zwei Stunden/Person/Tag dem Rübenziehen, Kompostieren, Mulchen, Beerenpflücken, Beikrautjäten etc. zu widmen. Daraus müssen Probleme entstehen, wie der Überschuß der Produktion wohl zu realisieren sei, wenn hierfür weder Geld, noch Plan, noch Staat zur Verfügung stehen. Diese Norm setzt P.M. hier ebenfalls – ohne diese Norm würde wohl auch eine Subsistenzgesellschaft nicht funktionieren –, und er hält sie auch mit eiserner Gründlichkeit durch. Diese Probleme löst P.M. durch eine weitere soziale Innovation: den elektronifizierten Naturaltausch. Nun ist, entgegen einem interessierten Klischee von der »Technikfeindlichkeit« alternativer Auffassungen, die elektronische Maschinerie mitsamt ihren Möglichkeiten immer schon gleichzeitig wenigstens am Rande der utopischen Ausformulierungen akzeptiert gewesen. Im zeitgenössischen utopischen Schrifttum erinnere ich beispielsweise an die des niederländischen Provos, Kabouters und MEMO-Menschen Roel van Duyns »Bekanntnisse eines weisen Heinzelmännchens«<sup>26</sup>, an Murray Bookchins frühen »Post-scarcity-Anarchism« (auf deutsch: »Anarchismus nach der Knappheit«), an Helmut Krauchs »Computerdemokratie« auch meine eigene »Produktionseinheit Föhrenwald« (Kursbuch 43/76) weist Züge

davon auf. In John Muirs »Velvet Monkey Wrench«, einem Anti-Staats-Entwurf made in USA, der strukturell, aber nur strukturell, Ähnlichkeiten mit dieser Arbeit P.M.s aufweist, nimmt die Computerbegeisterung des Autors Ausmaße an, die auch schon wieder autoritär wird, bis hin zu präapokalyptischen Dimensionen.<sup>27</sup> P.M. zählt hier, angenehmerweise, zu den Gemäßigten, gleichwohl nicht Technikfeindlichen. Seine Computerisierung ist etwa mit dem Umgang eines Betriebs mit mehreren 100 Zuliefererbetrieben zu vergleichen, mit dem gravierenden Unterschied, daß die Hierarchie dieses Vorgangs in ein Ensemble von Gegenseitigkeiten sich auflöst. Um sogleich jedes Bedenken zu zerstreuen, es handle sich bei dem Entwurf der »Gemeinschaft der Gemeinschaften« um eine asketische Veranstaltung – und dieser Eindruck ist es, mehr als alles andere, der den durchschnittlichen metropolitanen Bewohnenden die alternativen Einrichtungen und ihre Bürgerinitiativen zu verleiden pflegt –, beginnt P.M. seine exemplarische Liste gleich mit einem Handelsvertrag der Kommune Stauffacher in Zürich mit einer Kommune bei Astrachan an der Wolga, in welchem es um die regelmäßige Lieferungen von etlichen Kilogramm echten Stör-Kaviars geht. Da es sich hier um ein monopolistisches Gut handelt, nehme ich an, daß es sich bei den Kaviar-Subsistenzgruppen an der Wolga mit um die wohlhabendsten auf der Welt handeln wird: Sie werden es sich ausuchen können, mit welchen meistbietenden der anderen zehn Millionen Subsistenzgruppen sie jeweils in Naturaltausch treten wollen. Der angenehme Nebeneffekt dieses Verfahrens wäre, und dies würden Marxisten, Anhänger und Anhängerinnen Proudhons, Silvio Gesells, Rudolf Steiners, und vieler anderer gleichermaßen begeistern, daß eine Akkumulation von Kapital wie auch von Geld auf diese Weise unmöglich gemacht wäre. Kaviar schmeckt zwar gut, wirft aber keine Zinsen ab.

Aus dem bisher Geschilderten mag der Eindruck entstanden sein, als sei ich ein glühender Verehrer der Utopie »bolo'bolo« von P.M. In der Tat habe ich bis hier nichts anderes ertnommen, als von dieser Utopie, in einer Zeit entstanden, als es angeblich schon keine Utopien mehr geben sollte, her-

auszufinden, welche dieser Momente mir für die weitergehende Diskussion von Utopien interessant zu sein scheinen. Bedauerlicherweise gibt es auch das genaue Gegenteil davon hierin, und auf dieses möchte ich nunmehr umgehend zu sprechen kommen:

– Mit einem weiteren Kunstwort bezeichnet P.M. das zusätzlich weitere Menschenrecht jeder Person, eine Kapsel eines schnell wirkenden Giftes bei sich zu tragen, um jederzeit sich das Leben nehmen zu können. Nun mag es, wohlwollend betrachtet, ja sein, daß P.M., als Schweizer, eine relaxedere Wahrnehmung dieses Umstands sich angeeignet hat: aus deutscher, selbst aus österreichischer Perspektive ist die Erinnerung an eine mögliche Wiederkehr der Nazi-Euthanasie unabweisbar.<sup>28</sup>

Indes wird dieses »Menschenrecht« durch eine ständig präsente Kapsel gefährlich und dies gerade in P.M.s Kontext: Da von einem autonomen, von Gruppennormen unbeeinflussten Subjekt in P.M.s Anthropologie ebenso wenig auszugehen ist wie in meiner eigenen, ist ein Szenario vorstellbar, in dem einer von Subsistenzgruppe zu Subsistenzgruppe wandernden behinderten, alten, psychiatrisierten, drogenabhängigen Person durch Mitglieder einer Subsistenzgruppe nach der anderen eingeredet wird, daß diese nur eine Belastung darstelle und gefälligst demnächst von der Kapsel Gebrauch machen möge. Dies wäre von einem realutopischen Blickpunkte völlig unakzeptabel: da wäre ein erweiterter Sozialstaat mit der zentralen Norm des »independent living« bei weitem vorzuziehen. Nicht zufällig setzt auch an diesem Punkte die eher harsche Kritik des südwestdeutschen Utopisten Bernd Leßmann ein, welcher P.M. dem Verdacht aussetzt, seine Utopie im Auftrage des CIA oder eines vergleichbaren Geheimdienstes abgefaßt zu haben, als Handhabe, die je als überschüssig angesehene Population mittels Kapsel vom Acker zu schaffen. Wenn ich auch diese Kritik Bernd Leßmanns ebenso ernst nehme wie für maßlos übertrieben halte: Allein die reale Entwicklung der Subsistenzprojekte nach zehn Jahren »bolo'bolo« würden dem CIA allenfalls das Zeugnis überbordender Ineffizienz ausstellen. Auch ich war sehr erleichtert, die Kapselidee im Folgebund

»Olten – alles aussteigen. Ideen für eine Welt ohne Schweiz« nicht mehr vorzufinden – sie somit nicht als im Zentrum der utopischen Intention P.M.s stehend (gnadenlos kritisch) anerkennen zu müssen.

Wie alle Utopien, die anstreben, ohne jedweden Staatsapparat auskommen zu können, muß auch P.M.s »bolo'bolo« sich der Frage stellen, wie mit aggressiv ausgetragenen Widersprüchen zwischen seinen Subsistenzgruppen umzugehen ist. Ein großer Teil der diesbezüglichen Utopien konstruiert die Prämisse, auf Grund der neuen gesellschaftlichen Situation seien die Grundlagen für aggressives Verhalten entfallen, folglich müßten auch keine Institutionen zur Bändigung gewaltförmigen Handelns vorgesehen werden. Diesen (erkenntnistheoretisch naiven) Weg wählt P.M. nicht. Ähnlich wie Ernest Callenbach sieht er selbst massenweise aggressive Konflikte vor, unterwirft diese allerdings Regelungen, um eine unerträgliche Verselbständigung dieser Konflikte zu vermeiden.<sup>29</sup> Das sieht dann etwa wie folgt aus: Unter bestimmten Bedingungen, diese würden etwa feudalen Turnieren entsprechen, darf jede Gruppe gegen jede Gruppe kämpfen. Bei P.M. folgt eine mittellange austauschbare Aufzählung, wer gegen wen: Individuum – Individuum, Individuum – Gruppe, Gruppe – Gruppenverband. Große Aufmerksamkeit widmet der Autor hierbei den zur Anwendung gelangenden Waffen: Gestattet ist nur, was einen Face-to-Face-Kontakt der Gegner und Gegnerinnen erforderlich macht; Feuerwaffen sind ausnahmslos verboten; Hieb-, Stoß-, Stich- und Schlagwaffen ebenso ausnahmslos erlaubt. Was P.M. hier nicht ins Bewußtsein dringt, ist der Umstand, daß sein gesamter Bolo-Dezentralismus hinfällig wird, sobald Gruppen instande sind, mit bloßen Kampfdrohungen Regionen leerzufegen. Szenario 1 wäre: 500 Skinheads erklären, was sie nach P.M. dürfen, 400 Pazifisten den Krieg. Nicht nur diese werden naheliegenderweise flüchten, sondern wahrscheinlich auch alle jene, die wenig Lust haben, die nächsten zu sein. Szenario 2: Eine Vielzahl Personen aus verschiedenen Subsistenzgruppen schließt sich zusammen, um die Usurpatoren zu vertreiben. Dies kann effizient sein, aber der föderalistische Charakter ist verloren. In



diesem Falle herrschen die Bürgerwehren, Ritter, Samurai, oder wie auch immer historisch die Personengruppen mit vergleichbarem Stellenwert geheißen haben mögen.

Hinsichtlich der übergeordneten stufenweisen Vernetzungen ist P.M. keineswegs sehr originell: Wie die kleineren Regionen jeweils die Delegierten für die größeren Regionen bestimmen, erinnert sehr an die Räteordnungen, deren Konstruktion in den Jahren 1910-1925 ja schon einmal sehr aktuell war. Wobei ich hier betone, daß dies P.M. nicht zum Vorwurf zu machen ist – aber es soll doch festgestellt werden. Meiner Wahrnehmung nach steht P.M.s »bolo'bolo« zu seinem späteren »Olten – alles aussteigen«. Ideen für eine Welt ohne Schweiz« in einem strukturell ähnlichen Verhältnis wie Platons frühere Utopie »Politeia« zu seinem späteren »Nomoi«. Dem »besten« Gemeinwesen folgt das »zweitbeste«. Im konkreten Falle heißt dies: Die Dezentralität als Leitidee ist aufrechterhalten, doch ist die Haltung zum Staat oder zum Geld »hier und jetzt« gemäßiger. Entsprechend fallen denn auch die Horrormomente der ersten Utopie vom Typus Giftkapsel oder Waffenturnier weg.

»Olten – alles aussteigen« ist eher wie eine klassische Utopie, wie Morus' »Utopia« oder Morris' »nirgendwo« konzipiert. Es gibt eine Rahmenhandlung, und es gibt mehrere Personen aus der Schweizer Subkultur, die Abschnitte mitverfaßt haben.<sup>30</sup> Das »alles aussteigen« deutet bereits an, daß ein nicht unerheblicher Teil der Rahmenhandlung in der Bahn spielt. Das Schlußkapitel »Olten-Basra« stellt hierin noch ein hübsches Utopieverweisspiel dar: Schließlich ist es Basra, wo in H. G. Wells »Shape of Things to Come« die Weltkonferenzen zur Reorganisation der neuen Gesellschaftsordnung stattfinden. Nichtsdestoweniger spielt die Rahmenhandlung, auch darin der utopischen Tradition konform, keine andere Rolle, als die Vorzüge der utopischen Lebensweise ins rechte Licht zu rücken. Und letztere sieht, verkürzt gesprochen, ungefähr wie folgt aus:

»Die Welt danach« ist in 750 Regionen zerfallen. Die Auflösungsprozesse der Sowjetunion, Jugoslawiens, der Tschechoslowakei, die regionalen Konflikte in Italien und Spanien sind für P.M. nur ein Vorschein der künftigen Weltentwick-

lung. In diesem Sinne ist auch »Olten« ein Auflösungsprodukt der Schweiz geworden, wie es auch in den USA Sezessionsbewegungen gegeben habe. Ob die Regionen »Staaten« sind oder nicht, hält P.M. offen: »Einige Regionen sehen noch wie Kleinstaaten aus, mit Fahnen, Hymnen, Präsidenten und dem Kram« – als ob es das wäre. Schiedsgerichte und Sicherheitspartnerschaften schützen vor regionalen »Schlägereien« (sic!) und mafiosen Strukturen. Die Natur erholt sich – der CO<sub>2</sub>-Gehalt bildet sich zurück, die Solartechnologien sind allgemein zugänglich, der Bevölkerungszuwachs nimmt ohne Kampagnen für Geburtenkontrolle ab. Hiermit habe ich mit der Schlußpointe des Buches begonnen. Denn die Großgruppe, die in »bolo'bolo« als Subsistenzgruppe aufgetaucht ist, erhält in »Olten« ihre Formbestimmung als »neues Nest«: »Wir brauchen ein »neues Nest«, ein realisierbares Projekt, das die heutigen Verhältnisse ablösen soll« – oder besser: »... wir brauchen vielmehr ein ganzes Bündel von Programmen, ein ganz neues Feld von Möglichkeiten, nicht nur eine Reform und ein paar Maßnahmen, sondern etwas wie eine neue Zivilisation«. Dies impliziert ein Zurückstufen aller großen Apparate »auf ein gesundes, allen WeltbewohnerInnen leicht zugängliches Maß«; einen Abschied von »großartigen, sozialen und technischen Pauschallösungen«; eine Vielfalt der Gesellschaftsordnungen: »Etwas Kapitalismus ist ganz praktisch für bestimmte Bereiche: Lastwagen, Elektromotoren, Gummistiefel, Rohre, Telephone. Was Lebensmittel, Energie, Wasser und Bodenverteilung betrifft, ist er jedoch ganz untauglich« – »vielleicht 15 % Kapitalismus, 20 % Sozialismus, 65 % Selbstversorgung«. In diesem Kontext stünden dann die »mittleren Lebensgemeinschaften von vielleicht 300 bis 600 Personen«, die »Großhaushalte« mit »Land/Stadt-Kombinationen« (90 ha Land, zwischen 5 und 20 km entfernt) und landwirtschaftlichen Fähigkeiten als allgemeine Sozialtechnik »wie heute lesen und schreiben«. Die Antwortvielfalt durchsetzt in »Olten« auch den Zentralismus der Subsistenzgruppen, der in »bolo'bolo« noch allumfassend scheint: »Vielleicht genügt es, wenn 40 %, 60 % oder 70 % der Menschen bei uns so zusammenleben.« 500? 300-600? Aber was:

»In China sind das vielleicht 1.500 Menschen, in der Ukraine 700, in Graubünden 200, auf den Cook-Inseln 100.« Wie Großhaushalte auch »viele Namen« haben: P.M. zählt allein 17 weitere auf. Die Tauschverträge für Kaviar dürfen allerdings auch hier nicht fehlen. Auch gibt es alle Wohnformen nebeneinander, und die Schule ist durch »Lernketten« ersetzt oder auch durch »Akademien auf Gegenseitigkeit«. Die Selbstverwaltung kombiniert Wahlen, Los, Rotation nach dem Alphabet – auch Strukturlosigkeiten und Diktaturen auf Zeit sind möglich. Es gibt Geld – doch die Vielfalt der Währungen (Arbeitsstundenquoten inbegriffen) erinnert eher an mittelalterliche Usancen als an die Frankfurter Börse. Direkte Tauschabkommen stehen in positiver Idealkonkurrenz zu globalen Verrechnungseinheiten. »Dieser Weltumbau muß irgendwo und irgendwann beginnen: hier und am Mittwoch.«<sup>31</sup> Schließlich beerbt P.M. gegen Schluß von »Olten« auch noch die utopische Arbeitsstundenberechnungstradition, die um die Jahrhundertwende bei Kropotkin, Ballod, Pooper-Lynkeus soviel Furore machte: Landwirtschaft – verdoppeln, Gartenbau – verdoppeln, Forstwesen – verdoppeln, Bekleidung – schrumpfen, Chemie – auf ein absolutes Minimum reduzieren, Metall – vermindern, Maschinenbau – Verbrauch nimmt laufend ab, Uhren – verschwinden fast ganz (und das in der Ex-Schweiz!), Post – nimmt auf vielleicht 10 % ab, Transport – Rückgang als Wirkung vieler anderer Schrumpfungsprozesse, Gesundheit – ambivalent. Und so weiter: Mit einem Drittel der notwendigen Arbeitszeit ließe es sich ganz bequem leben.

Walter Neumanns utopische Erzählung »Revonnah« stammt aus dem Jahre 1986. Der exotisch klingende Name bedeutet nichts anderes als ein Anagramm auf »Hannover« (von hinten nach vorne gelesen) – jener Stadt, in welcher der Autor lebt. Ähnlich, wie der Besuch des Protagonisten in »Ökoptopia« 1999 stattfindet, beschreibt Walter Neumann »Liebe und Gesellschaft im Jahre 2020«: Der ökologische Umbau Hannovers hat stattgefunden. Die utopische Gesellschaft ist gerade 16 Jahre alt. »Zu dieser Zeit gibt es keine Staaten, Grenzen, kein Geld, keine Pflichten, keine Moral,

keinen Zwang zur Arbeit, keine sexuellen Hemmungen, keine Erziehung mehr...« Eifersucht ist bei jüngeren Menschen unbekannt. Langfristige erotische Verbindungen sind »ungewöhnlich«. Auf Grund neuer Forschungsergebnisse sind mechanische oder chemische Mittel der Empfängnisverhütung nicht mehr nötig. Die sexuelle Initiative geht von den Frauen aus. Weder Alte noch Junge, weder Behinderte noch Häßliche sind von der Erotik ausgeschlossen. Aus den ehemaligen Banken, Geschäftshäusern und Verwaltungen sind Veranstaltungsräume geworden, für Ausstellungen, Filmvorführungen, Vorträge, die in Selbstorganisation erfolgen. Anstelle der Schule wählen sich die Kinder und Jugendlichen Lehrstoff und Lernziele frei, begleitet von Rat und Tat älterer Freiwilliger (die keine Lehrer oder Lehrerinnen sind); eine selbstorganisierte Tätigkeit. Die Menschen leben in Kommune-Häusern, ohne Beton und Eisen, mit Anbauflächen für biologische Produkte. »Die neuen Häuser stehen meist auf Pfählen. Unter ihnen wird der Abfall verwertet.« Es gibt Windgeneratoren, Biogasanlagen, Mikroelektronik – diese für Küchen mit großem Eßsaal. Der »Morgen« mit seinem Frühstück beginnt erst um 10 Uhr vormittags. Radio, Telefon und Fernsehen werden nur noch als Abrufinstrumente für Informationen, als Dienstleistungseinrichtungen verwendet. Diese, eine Art Mail-Box, haben auch die Presse ersetzt. Haustiere sind häufig, etwa zur Milchversorgung. Die Häuser verfügen über Fußbodenheizungen, Gemeinschaftsräume, Bibliotheken, Musikzimmer und Ateliers. Sie sind nicht höher als 3 Stockwerke. Hochhäuser und Stahlbetonfertigtbauten sind abgetragen worden. Die verbliebenen alten Häuser dienen als Gästezimmer, Versammlungsräume, Lebensmittellagerstätten. Die ehemaligen Städte sind in bestimmte Einheiten von Einwohnern und Häusern dezentralisiert worden. Diese föderalisieren sich mittels Räten. Das Land wurde verstädtert, die Städte verländlicht. Die Räte fungieren vor allem als Kontrollinstanz für das ansonsten selbstorganisierte Bauen; mit Holz, Stein und Grün. Glas und Metall werden wiederverwertet. Autos gibt es zwar noch, aber sie sind selten geworden. Güterfernverkehr erfolgt durch Eisenbahnen. Die

Kleider werden selbst genäht, Möbel in regionalen Werkstätten hergestellt. Die ehemaligen Autostraßen sind mit Gras überwachsen, hingegen befinden sich die Fahrradwege in guter Verfassung. Jedes Mitglied einer Region muß eine Woche im Jahr bei der Eisenbahn arbeiten. Ansonsten beträgt der durchschnittliche Normalarbeitstag zwei Stunden. Die Hausarbeit gilt, wie die Produktion lebensnotwendiger Güter, als notwendige Arbeit. Gefährliche Sportarten sind abgeschafft. Jedes Kommunehaus hat Gästeschlafplätze. Auch die Männer tragen im Sommer Kleider. Nacktheit erregt, ähnlich wie bei der FKK, keine Begierde mehr. Die Grammatik ist vereinfacht, die Kleinschreibung allgemein eingeführt (was Walter Neumann auch in diesem seinem Buch vorwegnimmt). Gelesen wird viel, die Bücherproduktion ist groß, wenn auch mit kleinen Auflagen. Wie auch bei Callenbach, spielen Yoga und Meditation eine große Rolle; wie auch bei H.G. Wells, Waschungen des Körpers mit kaltem Wasser. Nun kommt – was ja auch bei Thomas Morus den ganzen ersten Teil der Erzählung ausmacht – eine ausführliche, dialogisch zwischen zwei Hauptpersonen strukturierte Erzählung der »alten Zeit«: d.h. die Darstellung jenes schlechten Bestehenden, deren Negativfolie die Utopie ausmacht. Diese überspringe ich hier weitgehend, beschränke mich nur auf jene Passagen, die als Einschübe Aussagen über die »neue Zeit« treffen. Zeit ist nur noch vom natürlichen Rhythmus des Menschen abhängig. Das Jahr ist in 5 »Monate« eingeteilt, der Tag in 6 »Phasen«: Nachtzeit; Ausschlafen/Austräumen; Reflexion/Vernunft; Arbeit/warmes Essen (sic!); Entspannung/Studium/Musizieren; Kommunikation – »weil der Mensch am späten Abend an kommunikativsten ist«. Fraglos hellsichtig ist – 1986! – die Bemerkung: »Auch die Übergangsgesellschaften zum Kapitalismus, die absolutistischen Staaten einfacher Warenproduktion des Ostens, waren eine weitere, zu Beginn der Neunzigerjahre profitable Einnahmequelle«. Dies denunziert auch die häufig anzutreffende Behauptung, niemand hätte die Tendenzen im Osten prognostiziert.

– Stars gibt es keine mehr, weil keiner Idole für seiner Identität braucht, wie es auch anstelle des Konsumbewußtseins

ein Bewußtsein von Sinn gibt.

– Das Leben ist vornehmlich durch das Denken bestimmt.  
– Jeder und jede gibt und nimmt gleichermaßen und fühlt sich für alles verantwortlich. Die frühere komplexe Gesellschaft ist gedanklich und praktisch in einfache Bestandteile zerlegt worden.

– Die Leute sind selten krank und sterben sehr alt.

– Dem Übergang von der »alten« zur »neuen« Gesellschaft stellt sich Walter Neumann wie folgt vor: Doppelökonomie, Doppelherrschaft gegen Ende der Neunzigerjahre, passiver Widerstand, Anleitung zur Selbsthilfe, Veränderung und Aufhebung des bloßen Bewußtseins, bargeldloser Austausch von Arbeit und Produkten in den alternativen Bewegungen unter Einschluß der Erwerbslosen, betriebliche Verweigerungen und Streiks – ergänzt durch die Gegenwehr gegen einen dritten Weltkrieg (um 2000), durch eine Absatzkrise der Großtechnologien und durch weltweite alternative Übergangsregierungen.

In Fortsetzung der Utopie unternehmen die beiden Hauptfiguren eine Radtour. Häuser werden nicht mehr abgesperrt. Fahrräder stehen leihweise unentgeltlich zur Verfügung (wie bei den Provos, wie bei Callenbach). Die Kanalisation ist überflüssig geworden: jedes Haus hat seine eigene Abwasserbereinigungsanlage. Eine alte Fabrik ist zum VW-Museum geworden. Sollte es einmal doch ein Verbrechen geben, entscheidet der Kommunalrat, der Stadtrat oder jener des Landes, aber alle fühlen sich mitverantwortlich. Allerdings gibt es keine Strafen. Nach 2004 hat es große Forschungen gegeben, deren Inhalt die Wiederherstellung des Weltklimas und die Reduzierung der Radioaktivität gewesen ist.

Da aus der »alten Welt« die meisten Geräte noch vorhanden sind, muß zumeist vieles (Neumann erwähnt Waschmaschinen) nur instandgehalten, repariert oder sporadisch nachgebaut werden. Die Erhaltung und Entwicklung von Mikroprozessoren bereitet unter den neuen Bedingungen noch Probleme. Viele Fertigkeiten werden durch Rotation angeeignet. Der Transport erfolgt durch Verbrauchergenossenschaften. Die Produktion ist klein und dezentralisiert; es bedarf keines »Plans«. Das Abenteuer eines anderen Denkens

und einer eigenen selbstbestimmten Gesellschaft ersetzt Drogen, elektronische Medien, Fußballfans, Pop-Konzerte. Philosophie und Ökologie sind die Leitwissenschaften. In der Räteversammlung, die anschließend geschildert wird, gibt es wiederum eine Diskussion über Sexualität. Die Regeln für männliches und weibliches Verhalten bestimmen Frauenkommunikationsgruppen, den Räten gleichgestellt, »früher Hexentribunal genannt«. Ansonsten bringt, inhaltlich gesehen, die Räteversammlung wenig neues, abgesehen von einer hübschen Parodie auf politische Gruppen der Siebziger-/Achtzigerjahre.

Weiterhin gibt es keine Hierarchie in den Krankenhäusern mehr; Schwestern sind Ärzte und Ärzte Schwestern – und beide arbeiten (wenn es sich nicht gerade um Chirurgie nach Unfällen handelt) mit Naturheilkunde und Psychosomatik. Im Schlußkapitel schlägt der Autor eine Volte (wie sie zuweilen auch bei anderen utopischen Autoren vorkommt): In einer Bibliothek entdeckt die weibliche Hauptfigur unter anderen das Buch »Revonnah« und kritisiert es. Die Utopie beschließt ein Manifest, die die Vorstellungen ersterens noch einmal in gebundener Form auf knappen sechs Seiten wiederholt:

- Gründung einer republikanischen, radikalen, repräsentativen und rationalen Rätepartei; als Ergänzung der grün-alternativen Bewegung wie ihres Parlamentarismus;
- ein Netz alternativer Arbeit und Produkte;
- Destruktion der Luxus-Arbeit;
- Verzicht auf Hetzberichterstattung zugunsten dokumentarischer Information;
- Werbeverbot;
- Entschulung der Erziehung;
- Abschaffung der Schulpflicht zugunsten des freien Angebots von Projekten;
- ein Mindesteinkommen aller Menschen;
- Auflösung aller wahrer Institutionen zugunsten von Lebens- und Arbeitsgemeinschaften, die von Politologen, Pädagogen und Psychoanalytikern geleitet werden;
- ausreichend Wohnraum für jeden Menschen in kommunikativer Zusammenhängen;

- Abschaffung des privaten Autoverkehrs, Nulltarif bei öffentlichen Verkehrsmitteln;
- jeder Bürger sollte eine Psychoanalyse machen;
- Anerkennung und Unterstützung jeder weiblichen Emanzipation durch Männer, Begleitung durch eigene Emanzipation;
- Priorität für Frauen bei der Verteilung gesellschaftlicher Funktionen.

Häufig eingestreut sind philosophische Abhandlungen, die zumeist Hegel, Marx und Freud, gelegentlich auch Simone de Beauvoir und Luce Irigaray variieren, die dem Autor auch sehr wichtig sind, weil sie das von ihm als realutopisch beanspruchte »neue Denken« veranschaulichen. Diese Ideen können jedoch nicht ohne weiteres in Kurzfassung wiedergegeben werden. Ebenso ist das abschließende Manifest nur auszugsweise wiedergegeben.

Kurz will ich auch auf die in den Achtzigerjahren entstandene Utopie »Metamorphose« des baden-württembergischen Autors Bernd Leßmann eingehen. Stärker noch als Ernest Callenbach oder Walter Neumann präsentiert uns Bernd Leßmann ein schier unüberschaubares Geflecht vieler Personen, welche sich ökologistisch, etwa gegen den Bau von Atomkraftwerken, engagieren. Auch ist die Erzählung in eine Vielfalt von dramatischen Szenen aufgelöst, die auch eine Aufführung als Theaterstück denkbar sein ließe. Die ökologistische Dynamik und die dramaturgische Gestaltung sind es indes nicht, die die »Metamorphose« – obwohl ich kaum glaube, daß sehr viele Lesende schon den Namen Bernd Leßmann gehört haben – zu einer der herausragenden unter den neueren zentraleuropäischen Utopien machen. Das Bemerkenswerte an ihr ist der sorgfältig ausgearbeitete basisdemokratische Impetus, der in allen Details anschaulich gemacht wird: Die in diesem Buch auftretenden Bürgerinitiativen kommen schließlich zum Erfolg, weil sie in einer Serie von Urabstimmungen Mehrheiten bekommen. Diese Urabstimmungen werden nun ausnahmslos mit Hilfe der elektronischen Maschinerie durchgeführt, machen somit anschaulich, wie leicht es möglich wäre, die Entschei-

dungen politischer Willensbildung der direkten Demokratie zu übertragen – und Vertretungskörperschaften nur subsidiär weiterhin damit zu betrauen. Letztlich kombiniert Bernd Leßmann die Impulse der Aktion für direkte Demokratie, die mit dem Namen Joseph Beuys' auch nach dessen Tode verbunden bleibt, mit dem Plädoyer für Einsatzmöglichkeiten elektronischer Datenverarbeitung zu basisdemokratischen Zielen (wie sie, beispielsweise, in Helmut Krauchs »Computer-Demokratie« zum Ausdruck kommen).

Daß das Ergebnis elektronifizierter Urabstimmungen dann auch noch geschichtsmächtig wird – vielleicht besteht eher darin die Utopie Bernd Leßmanns, als in den Hoffnung gebenden Methoden.

Daß es auch vom psychoanalytischen Gesichtspunkte aus möglich ist, utopisches Schrifttum abzufassen, hat der Züricher Psychoanalytiker Emilio Modena in seinem Beitrag »Psychoökologie« im Sammelband »Das schmutzige Paradies« (S. 259 ff) nachgewiesen. Zwar habe ich diesem Umstand bereits einmal dokumentiert, doch da ich davon ausgehe, daß vorliegender Band aller Voraussicht nach wiederum von ganz anderen Leuten gelesen wird, will ich dies hier, wenn auch verkürzt, wiederholen.<sup>32</sup> Emilio Modenas Voraussetzungen:

– Die Kritik des »Psychologismus« ernstnehmen, ohne deshalb »freie Assoziation«, »freischwebende Aufmerksamkeit«, »Übertragung« und vergleichbare psychoanalytische Grundbegriffe als »Werkzeug« zu vernachlässigen.

– Die Beurteilung von Realität durch Psychoanalytiker (wofür ihm, auch, eine kritische Gesellschaftstheorie erforderlich ist) sowie insbesondere von Einflüssen des Unbewußten (z.B. Sadismus, Aggressionspotential...).

– Die Darstellung der konkreten Dialektik zwischen äußerer Realität, Triebansprüchen und in sich zudem widersprüchlichem psychischen Apparat. Dies besteht nach Freud aus Ich, Unbewußten und Über-Ich/Ich-Ideal. Daraus ergibt nach Modena sich die Chance der Psychoanalyse, den Spielraum der Freiheit zu vergrößern, indem die Sachzwänge möglichst genau gekannt und ins Bewußtsein gerufen werden.

– Die Begründung eines psychoökologischen Gesichtspunkts durch Wahrnehmung und Verbindung von Psychoanalyse, kritischer Gesellschaftstheorie, Kritik am zwischenzeitlich pulverisiertem Realsozialismus und den Momenten der ökologischen Globalkrise. Ihm ergibt sich aus diesen Voraussetzungen die Notwendigkeit eines Vorganges von einer Über-Ich-gesteuerten zu einer Ich-gerechten Politik, die den libidinösen, aggressiven und transzendentalen Bedürfnissen Rechnung trägt. In Stichworten: Libidinöse, persönliche Beziehungspflege auch in politischen Gruppen, zärtliches Gemeinschaftsgefühl, Thematisierung sexueller Interessen und Spannungen, im Krisenfälle Supervision. Aggressiv: Wendung gegen bestehendes Unrecht, Zulassen und Aussprechen, Wahrnehmung von »struktureller Gewalt« (Johan Galtung) und »struktureller Gegengewalt« (passiver Widerstand, ziviler Ungehorsam). Transzendent: »Gruppen-Ich«, die Ich-Grenzen übergreifendes Erleben, »ozeanisches Gefühl« (Romain Rolland, Freud). Auch soll bei ihm die Reproduktion von Herrschaft in Organisationen mit gesellschaftsveränderndem Anspruch vermieden werden. Von der Psyche ausgehend, macht dies Emilio Modena an den narzißtischen Bedürfnissen fest: Ehrgeiz und Geltungsdrang einerseits, Übertragung unbewußter Fixierungen an die Eltern andererseits. Daß Hierarchien dazu neigen, ihre Positionen beibehalten zu wollen, liegt am Abwehrmechanismus der Rationalisierung, mit dem das Ich sich vor unangenehmen Aufgaben schützt. Aus diesem fraglos prozessualen Anspruch ergibt sich schon die erste Stückwerk-Utopie: die Permanenz der »Einübung des Ungehorsams« zum Zwecke der schließlichen Radikaldemokratie. Über Quotierung und Rotation hinaus formuliert hier Modena Momente einer Selbstorganisation nach gruppendynamischen Kriterien: Kleingruppen mit affektiven Bindungen, deren gemeinsames Auftreten in Großversammlungen, gruppenweise Abstimmungen mit Minderheitenschutz, Konföderationen. Schließlich endet der Autor mit der »Notwendigkeit einer erotischen Utopie«, die in der Nachbarschaft der Forschungen Malinowskis und des frühen Wilhelm Reich steht. Da ihm eine »totalisierende Sicht ei-

nes neuen ... Gemeinwesen ... fehlt«, sind Identitätsschwäche und Motivationsschwund die Folge. Eine »erotische Utopie« könnte neue emanzipatorische Kräfte freisetzen: »Von der ersten Klasse der Privatschule an gibt es in Utopia das Hauptfach »Lebenskunde«, wo die Kinder nicht nur über Anatomie und Physiologie der Sexualorgane, sondern auch über die Psychologie der Liebe und über das Gesamtgebiet der Sexualität und der Erotik unterrichtet werden, denn Lieben ist dort ebenso wichtig und grundlegend wie Rechnen und Schreiben. Der Staat stellt Jugendlichen von der Pubertät an Jugendwohnhäuser zur Verfügung, wo man nach freier Wahl in kleinen Gruppen zusammenlebt. In diesen Gruppen herrscht ein freier sexueller Umgang, wobei andererseits jeder Zwang verpönt ist. Wenn Probleme auftauchen, stehen ein wirksamer psychologischer Beratungsdienst und Vermittlungsstellen für andere Wohngruppen zur Verfügung. Entsprechend der Jugendlichkeit der Leute wird ja von vornherein mit häufigen Wechseln gerechnet. Die Menschen bleiben in diesen Jugendwohngruppen so lange, bis sie ihre sexuellen Vorlieben und Abneigungen genau kennengelernt haben. Da die Utopiker nicht zwischen Sex und Gefühl abspalten, sind die sexuellen Abenteuer zugleich Erkundungen in die Psychologie der anderen Menschen. So ist meistens mit 20 Jahren eine erste Reife erreicht. Nun wählen die Menschen frei, wie sie weiter leben möchten: allein, zu zweit, zu dritt oder wieder in größeren Gruppen. Eine effiziente staatliche Wohnungsvermittlung unterstützt sie dabei. Die Verhältnisse, die jetzt eingegangen werden, haben einen stabileren Charakter. Diejenigen, die zusammen wohnen, haben untereinander zärtliche Beziehungen, man/frau kann, muß jedoch nicht miteinander schlafen. Wichtiger ist das allgemeine Interesse aneinander und die solidarische Unterstützung der Wohnpartner. Da auch Zweier-Beziehungen durchaus möglich sind, sind weder homo- noch heterosexuelle Paare gegenüber den Alleinwohnenden oder den Wohngemeinschaften benachteiligt. Die ganze Stadt ist ferner von einem Netz von Begegnungs- oder Eroszentren überzogen, wo je nachdem Gelegenheiten zu kultureller, sportlicher oder einfach geselliger Betätigung

geboten wird. Hier trifft man sich nach der Arbeit, isst und trinkt, besucht Sauna und Bad, spielt miteinander und kann sich jederzeit in Separatzimmer zurückziehen, wo sich zwei oder mehr Leute lieben können. In diesen Zentren sorgen speziell ausgebildete Animatoren – Männer und Frauen – für eine freundliche und spielerische Atmosphäre. Sie helfen auch Schüchternen oder Gehandicapten (sic! R.S.) bei der Suche nach Partnern. Für aggressiv Gestimmte gibt es spezielle Aggressionsräume, wo man miteinander ringen oder gegeneinander boxen kann. Auch gibt es dort raffinierte Spielautomaten, wo sadistische Phantasien ausagiert werden können. Mindestens einmal monatlich werden in jedem Quartier Feste organisiert, damit sich die Leute kennen und lieben lernen können. Die Festkomitees werden von der Bevölkerung jährlich gewählt. Aus diesen Quartierfest-Komitees werden dann alle vier Jahre die Mitglieder der Gemeindeverwaltung und Regierung gewählt. Zwischen den einzelnen Fest-Komitees besteht natürlich eine große Rivalität, denn ein Fest in Utopia ist eine sehr ernste Sache. Das Ziel der Verbrüderung und Verschwesterung der Bevölkerung kann ja auf ganz verschiedene Arten erreicht werden, sei es unter vorwiegender Zuhilfenahme von künstlerischen Mitteln wie Gesang und Musik, Kunsthappenings, Theater, Dichtung, Tanzvorführungen oder aber durch die gemeinsame Einnahme von berausenden Drogen wie Alkohol, Haschisch, Psilocybin etc. Über die Wirkung und Perfektionierung der einzelnen transzendentalen Techniken wird an der Universität geforscht, ein Forschungszweig, der großzügig vom »Ministerium für Feste und Ekstase« unterstützt wird, während ein anderes Ministerium, jenes für »Transkulturelle Erotik«, im ständigen Erfahrungsaustausch mit den entsprechenden ausländischen Stellen steht...«) Was immer im einzelnen zu den Utopien Emilo Modenas gedacht werden kann (dies betrifft selbstredend auch alle anderen hier dargestellten Fragmente), es erscheint mir für unser Thema, doch mehreres bemerkenswert. Zum einen weist der Text durch seine Existenz nach, daß es grundsätzlich möglich ist, aus einer je spezifischen Fachorientierung Realutopien abzufassen. Zweitens wird anschaulich gemacht, daß es kein Natur-

gesetzt ist, daß Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen über Sigmund Freuds Fund, Sexualität sei eines der bestimmenden Momente der Entstehung von Kultur, so erschrocken zu sein haben, daß dieser Fund umgehend durch ein besonders ausdrückliches Wohlverhalten wieder kanalisiert werden muß. Womit ich hier die Theoriearbeit meine, die, je nach Schule, vor Verdrängungen, Symbolisierungen oder Verwerfungen nur so strotzt – und sicher keine Aufforderung zum Ausagieren in der Realität selbst. Drittens beeindruckt der Text methodisch: Emilio Modena führt gleichsam eine Zukunftswerkstatt mit sich selbst durch.

Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt (es ist schon mehrere Jahrzehnte her), daß nicht nur Verhaltenstherapeuten (Skinner, Ardila) und Psychoanalytiker (Modena) Utopien geschrieben haben, sondern auch der Mitbegründer der Gestalttherapie, Paul Goodman. Dieser, ebenfalls in der dezentralistisch-autonomistisch-institutionskritischen Tendenz, hat vor allem Utopien zu einem anderen Bildungswesen und zu einer humaneren Architektur abgefaßt.

Abschließend sei ausdrücklich auf den bedeutenden Stellenwert hingewiesen, den unter den zeitgenössischen Utopien Frauenutopien und feministische Utopien einnehmen: In ihrem Aufsatz »Utopien der anderen Subjekte« hat Barbara Holland-Cunz zu Recht darauf hingewiesen, daß die Vielzahl der neu aufgetretenen Entwürfe weiblicher Utopistinnen so gut wie unbekannt geblieben ist: »Daß das derzeit etwa in Anschluß an Joachim Fest (1991) postulierte Utopieverbot nicht ausdrücklich Utopistinnen trifft, liegt demnach weder in allgemeiner Vorliebe für feministische Visionen noch in galanter paternalistischer Höflichkeit begründet. Es ist Ausdruck schlichter Unkenntnis und Ignoranz und zementiert den strukturellen Ausschluß »weiblicher« Entwürfe aus androzentrischer, ideengeschichtlicher (Selbst-)Reflexion. Keine andere gesellschaftlichen Gruppe hat in den letzten zwanzig Jahren eine den feministischen Utopistinnen vergleichbare Fülle utopischer Entwürfe vorgelegt (sic)!«<sup>33</sup> Neben den bereits Genannten zählt Holland-Cunz » in der Chronologie ihrer Publikation seit 1969« auf: Monique Wittigs »Les Guerilleres«, Ursula Le Guins »The left Hand

of Darkness«, Joanna Russ' »The Female Man«, Suzy McKee Charnas' »Motherlands«, Sally Gearharts »The Wanderground«, Doris Lessings »The Marriages Between Zone Three, Four, And Five«, Rochelle Singers »The Demeter Flower«.<sup>34</sup> Diese Aufzählung versteht sich als exemplarisch; eine Fülle weiterer wird von der Autorin in »Utopien der Neuen Frauenbewegung, Gesellschaftsentwürfe im Kontext feministischer Theorie und Praxis« (Meitingen 1988) besprochen. Ausnahmslos beziehen die Normen der genannten Autorinnen sich auf die »Neukonstitution des Geschlechterverhältnisses und, als damit untrennbar verbunden, den Entwurf eines nicht-herrschaftlichen gesellschaftlichen Naturverhältnisses«. Alle genannten Texte resultieren in einem »offenen, ungesicherten Ausgang der Visionen«. Sie sind »zugleich Utopien und Dystopien; dystopische Szenen und die ungewisse Zukunft des utopischen Gemeinwesens prägen durchgängig das literarische Bild«. Dies ist »ein prekärer Blick auf die patriarchale Welt in ihrer Zukunft ..., mit der Möglichkeit (gar Wahrscheinlichkeit) des Scheiterns von Freiheit durchsetzt«. »Die utopischen Gemeinwesen der Frauen (und Männer), die von den Utopistinnen der vergangenen zwei Jahrzehnte entworfen wurden, konstituieren sich als Kontrastbild zur lebensfeindlichen patriarchalen Realität und ihrer fiktionalen Abbildung.« Als Normen dieser utopischen Gemeinwesen arbeitet nun Barbara Holland-Cunz heraus: basisdemokratische politische Entscheidungsstruktur; radikale Dezentralisierung politischer Macht; die Kommune als wichtigster Ort gesellschaftlichen Handelns – in ihre Gleichzeitigkeit von öffentlichem politischen Terrain und Alltags-Raum –; private Vergesellschaftung der Hausarbeit (großfamilienähnliche Lebensformen, gemeinschaftliche soziale Mutterschaft); ökologische Selbstbeschränkung einer subsistenzorientierten Produktion (Beschränkung auf die Befriedigung der notwendigen Bedürfnisse); notwendige Arbeit (nicht mehr geschlechtsspezifisch geteilt) wird als »unverzichtbarer Bestandteil von Leben(digkeit) erfahren und organisiert«. Die »Bindung an das menschliche und natürliche Gegenüber und die individuelle Verantwortlichkeit für das selbstge-

schaffene Gemeinwesen werden zu Leitlinien utopischer Politik und Ökonomie. Daß dies nicht zu kollektivistischer Ent-Individualisierung, zu repressiver Vereinheitlichung und Vergemeinschaftung führen muß, ist eine aus weiblichem Sozialcharakter und weiblicher Erfahrung und Lebenspraxis gewonnene Erkenntnis.« Innovativ sind, Holland-Cunz zufolge, vor allem die Dialektik von materiellem Mangel und emotionaler Fülle, von persönlicher Freiheit und gemeinschaftlicher Bindung als wechselseitige Bedingungen ihrer Möglichkeit; ebenso die Rolle der »Produktion des Lebens selbst«, die radikale Auflösung der Kleinfamilie, die private Form der Vergesellschaftung der Hausarbeit; vor allem auch, daß hier Alltag und Freundschaft veröffentlicht und vergesellschaftet werden. Die gegründeten utopischen Gemeinwesen werden als Projekte des Überlebens deklariert. Wiederum sind die Texte »nichtteleologisch« (kein Ziel, nur ein möglicher Ausgang der Geschichte – nicht einmal der wahrscheinliche), »antitotalitär« (radikaldemokratisch und sozial innovativ) und »verzeitlicht« (prozessual; eher ein dringlicher Wandel – als ein programmatischer) »nicht deterministisch« (wer weiß, was kommen wird?...). Ursula Le Guins »Planet der Habenichtse« wird von Frank Fahlke in prägnanter Kürze wie folgt beschrieben: Das Gesellschaftssystem des Planeten Anarres beansprucht Harmonie und Konfliktfreiheit, jedoch auf der Grundlage antiautoritärer, individualistischer Normen, folglich als stets prekäres Experiment. Der Planet ist wüstenähnlich, die Ressourcen sind knapp, das ökologische Gleichgewicht labil. Die Normen der gemeinschaftlichen Arbeit entsprechen einer »Assoziation freier Produzenten«: kein Privateigentum, kein Geld, keine hierarchischen Betriebsstrukturen, freiwillige Assoziationen in dezentralen Kommunen, die »durch Transport- und Kommunikationssysteme miteinander verbunden sind«, ergänzt durch zentrale Koordinationen ohne Befehlsgewalt. Infolge der labilen ökologischen Lage eine insgesamt »gebremste Ökonomie«, mit alternativen Technologien und einer kaum beschränkten Mobilität zur arbeitsteiligen körperlichen Arbeit. Dies ist nun auch zu einer Art »ersten Lebensbedürfnisses«

geworden: Die Planetenbewohnenden »empfinden die meisten Arbeiten als persönliche Herausforderung, deren Bewältigung ihnen individuelle Freude verschafft. Das solidarische Miteinander läßt die Arbeit zum Spiel werden.« Geistige und körperliche Arbeit, Arbeit und Muße sind nicht mehr abgegrenzt. Die Normen des Konsumverzichts werden durch »geselliges Kommunizieren, das Ausleben der völlig liberalisierten Sexualität und die Entwicklung der kreativen Fähigkeiten auf künstlerischem Gebiet« kompensiert. Gleichzeitig weist die Utopie Ursula Le Guins prozessualen Charakter auf: Bürokratisierungstendenzen, informelle Machtstrukturen, gegenseitige Hilfe als angepaßter Gehorsam, Experten und Stabilität als Weg zu raumübergreifenden autoritären Impulsen gefährden (ergänzt durch die Ausgrenzung jener, die die Normen bewahren wollen) das Gemeinwesen. Der Ausgang, wer sich wohl durchsetzen werde, ist offen: eine »open-ended utopia«. Der »Einbau dystopischer Elemente in das utopische Szenario bricht mit der Illusion eines geschichtsphilosophisch begründeten, linear gedachten sozialen und menschlichen Fortschritts, der in den Fortschrittsutopien von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts eine zentrale Rolle spielte«. Im Marge Piercys »Woman on the Edge of Time« gewinnt, Hans Ullrich Seeber zufolge, die ökofeministische Perspektive programmatischen Charakter. Ihr ist »Herrschaft über die Natur und Herrschaft über Frauen ... Ausdruck einer männlichen Ingenieursmentalität, welche die Umwelt, seien es Frauen oder die Natur, zu Objekten des eigenen Herrschafts- und Spieltriebs degradiert.« Die ökofeministische Zukunftsutopie Mattapoissetts hebt sich »vom metropolitanen Chaos der zerstörten Umwelt, der Zuhälter und der anonymen Wissenschaftler positiv« ab. An Normen Mattapoissetts – abgesehen von der ohnehin konsentierten Vision ländlich / dezentralisiert / gleichwohl hochtechnisiert / holistische Ganzheit / ökologisches Denken / Konsensfindung durch Gespräch / Abbau von Hierarchien – führt Hans Ulrich Seeber an: »... strikte Geburtenkontrolle, Ersetzung der Familie herkömmlicher Art durch Dreiergruppen von verschiedenen Erziehenden («comothers«), Abschaffung



der klassischen Vaterrolle durch künstliche Befruchtung, Wegfall der Blutsverwandtschaft und Auflösung der Familie, radikale Gleichheit aller Mitglieder der Gesellschaft, Aufhebung des geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens, hochautomatisierte Produktion, biologischer Landbau, ökologisch unschädliche Herstellungs- und Transportmethoden«. Einige der Normen, der Autor weist zuerst darauf hin, sind bereits in negativen Utopien (etwa in Huxleys »Schöne neue Welt«) parodiert worden und lassen H.U. Seeber »erschauern«. Indes: »Als Herausforderung des Denkens möchte man (sic!) solche Fiktionen dennoch nicht missen. Und da der Problemdruck ständig größer, nicht kleiner wird, ist weder wünschbar noch erwartbar, daß sie verschwinden. Der wirkliche Trend dürfte aber darauf hinauslaufen, die Leonardo-Welt der künstlichen Apparaturen zu vervollkommen, also – beispielsweise mit Hilfe der Kernfusion und der Gentechnik – technische Lösungen zu suchen und es im wesentlichen bei den vorhandenen Sozialstrukturen zu belassen.« Die Ironie des Schlußsatzes besteht nun darin, daß genau dieser »wirkliche Trend« die utopische Spirale in Gang hält: Irgendwann wird derselbe derart unerträglich werden, daß er als seine bestimmte Negation genau jene antitechnischen Wunschwelten hervorbringen wird, die noch mehr »erschauern« lassen werden.

## Zur Demokratisierung der Konstruktion von Utopien

IN DEN VERGANGENEN Blütezeiten der Utopienproduktion, etwa im 18. und 19. Jahrhundert, war es nur Intellektuellen und einigen wenigen Autodidakten, wie dem Schneidergesellen Wilhelm Weitling, möglich, ihre Wunschbilder schriftlich auszuarbeiten und dadurch weiterzuvermitteln. Dies hat sich in der Gegenwart entscheidend verändert. Gehen wir ins Detail: Die Methode der Zukunftswerkstatt wurde von Robert Jungk in den Jahren 1964–1967 entwickelt. Zwischenzeitlich hat sie sich vervielfältigt und ausdifferenziert – gelegentlich mag es scheinen, bis zum feindlichen Gegensatz. Trotz jeder Menge Zwischenstufen und Übergängen stehen zwei zentrale Methoden zur Verfügung. Einerseits die »Wortwerkstatt« (die noch ausführlich beschrieben wird) und andererseits eine Vielzahl von kreativierenden, gruppenspezifischen Verfahren. Es wird mit Lockerungsübungen, Meditationen und Prozessen aus der bildenden Kunst gearbeitet.

Beide Varianten (und auch ihre Zwischenformen) jedoch, die unter den Gesamtnamen »Zukunftswerkstatt« nach wie vor firmieren, können geradezu als eine Utopienkonstruktionsmaschine verstanden werden. Denn auch dieses Verfahren stellt die Momente von Offenheit, Prozessualität und Antwortvielfalt geradezu in den Mittelpunkt des Geschehens.<sup>35</sup> Idealtypischerweise besteht eine Zukunftswerkstatt

aus drei deutlich voneinander unterschiedenen Phasen:

- 1.) Die kritische Phase,
- 2.) die utopische Phase,
- 3.) die strategische Phase.

Die kritische Phase nimmt den Gesichtspunkt sehr ernst, daß eine jede Utopie gleichzeitig in der Absicht – bewußt oder unbewußt – der Erstellung eines Kontrastprogramms zum jeweils schlechten Bestehenden gründet. Sie bewahrt die Geschichte der Teilnehmenden und die Kontexte, aus denen diese herkommen. Bei ihrer Weglassung wird die Utopie eigentümlich geschichtslos. Die Kritiken werden auf Wandzeitungen festgehalten, oder, wenn sie von den Teilnehmern, individuell und nicht auf Zuruf in der Gruppe, produziert worden sind, auf diese aufgeklebt. Manche Teamer leiten von der kritischen zur utopischen Phase über, indem sie in ihrem nächsten Schritt die geäußerten Utopien utopisierend umformulieren: zum Beispiel aus »AKW« »Stillegung des AKW«. Bei lange andauernden Werkstätten vertiefen andere die Kritik durch Arbeitsgruppen oder setzen schon hier Schwerpunkte.<sup>36</sup> In jedem Falle aber ist es geboten, daß die Wandzeitungen der kritischen Phase im weiteren Verlauf der Zukunftswerkstatt in den Räumen, in welchen diese stattfindet, hängenbleiben – als beständige Mahnung, wie der Ist-Zustand aussieht, dessen Veränderung erstrebt wird.

In der utopischen Phase wird angestrebt, die Tagträume, Wünsche, Konzeptionen, Modelle der Gruppenmitglieder zusammenzufassen. Dies erfolgt zumeist mittels Brainstorming, einem spontanen Gruppenassoziationsverfahren, das davon lebt, zu erwarten, daß die Teilnehmenden in ihren Äußerungen an utopischem Potential sich selbst und einander gegenseitig übertreffen. Das Brainstorming kann auch durch andere, vergleichbare Verfahren ersetzt werden: Beispielsweise können auch hier Personen individuell arbeiten, um ihre Resultate anschließend zu einer Wandzeitung zusammenzufügen. Wichtig erscheint mir indes in jedem Falle die Beachtung der folgenden Regeln, um den utopiegerierenden Prozeß nicht zu gefährden: Gegenseitige Kritik ist hier, wie auch schon bei der kritischen Phase, unerwünscht;

Killer-Phrasen (»Das kann ich nicht, das geht nicht, das wird nie was«) sind absolut verboten; die Selbstzensur ist soweit auszuschalten wie irgend möglich.<sup>37</sup> Je »verrückter« die Ideen sind, um so besser ist es für das Gesamtverfahren. Sehr zu hoffen ist, daß in dieser Phase etwas von dem vorher genannten »überschießenden Bewußtsein« rüberkommt. Dies ist allerdings im Laufe der vergangenen 25 Jahre Geschichte der Zukunftswerkstatt schwieriger geworden, und das aus mehreren Gründen: Zum einen hat sich häufiger in den Sechzigerjahren so produktive Aha-Effekt verloren, gelernt zu haben, zum ersten Male in seinem/ihrem Leben utopisches formulieren zu können. Einige der teilnehmenden Menschen haben zwischenzeitlich die oben angedeutete utopische Literatur gelesen – können z.B. Callenbach, Le Guin, Gorz, Robertson zitieren, anstatt ihre eigenen utopischen Intentionen zu formulieren. Andere haben vielleicht zwischenzeitlich an einem guten Dutzend Zukunftswerkstätten teilgenommen, aus diesen viel gelernt und wenden nun bewußt oder unbewußt das bislang Gelernte an. Zum anderen haben viele Teilnehmende eine Menge probiert, auch schon einiges an Scheitern erlebt, woraufhin sie ihre Resignation in die Gruppe zu tragen neigen. Dies gilt auch immer wieder für Zukunftswerkstätten, die nicht im Kontext einer Freizeitbeteiligung besucht werden, sondern in einem beruflichen Zusammenhang stehen. Diese Erfahrungen waren es auch, die einen Teil der Moderierenden motiviert haben, die »Wortwerkstatt« zu verlassen, und zusätzliche methodische Ansätze hinzu zufügen. Diesem ist allerdings meiner Ansicht nach entgegenzuhalten, daß Vorerfahrungen auch ihre positiven Züge aufweisen: Es kann konkreter, präziser, das Verfahren betreffend, auch demokratischer am jeweiligen Gegenstand gearbeitet werden. Ohnehin hat es sich gezeigt, daß der Erfolg einer Zukunftswerkstatt um so wahrscheinlicher ist, je präziser das Eingangsthema eingegrenzt ist. Ansonsten kostet es viel Zeit, diese Eingrenzung während der Gruppenarbeit selbst vorzunehmen. Bis hierher entspräche die Zukunftswerkstatt dem allgemeinen Doppelcharakter von Utopie (zwischen Kritik des je schlechten Bestehenden und überschießendem Bewußtsein),

wenn auch auf gemeinsame Phantasien ausgeweitet, verbreitet, demokratisiert. In der dritten Phase wird jedoch versucht, die Kritiken und Utopien der Gruppe zu strategischen Überlegungen zu bündeln: auf welche Art und Weise die bislang geäußerten utopischen Auffassungen zu gesellschaftlicher Wirklichkeit gelangen könnten. Hierfür gibt es verschiedene Methoden von Bündelung, welche nicht nur von der »Kopfschrift« der Moderierenden, sondern auch von äußerlichen Faktoren, wie Anzahl der an einer Werkstatt Teilnehmenden oder der zur Verfügung stehenden Zeit abhängig sind. Für meine Person kann ich als relative allgemeine Aussage formulieren: Je knapper die Zeit ist und je größer die Gruppe, desto mehr neige ich dazu, den Teilnehmenden 1–3 Klebepunkte in die Hand zu drücken und sie zu bitten, diese an den Wandzeitungen bei jenen Utopien anzubringen, an deren Realitätskontrolle und strategischer Umsetzung sie am liebsten weiterarbeiten würden. Je ausgedehnter die Zeit ist und je kleiner die Gruppe, desto mehr gehe ich dazu über, alle geäußerten Utopien zu Syndromen (äußerlich zusammengefaßten Erscheinungsformen) zusammenzufügen oder auch durch die Gruppen zusammenfügen zu lassen.<sup>38</sup>

Die strategische Phase kehrt, bis zu einem gewissen Grade, die in den ersten beiden Phasen geltenden Regeln um. Bislang bestimmten die im Plenum hängenden Wandzeitungen die Atmosphäre der Zukunftswerkstatt – hier die intensive Arbeit in Arbeitsgruppen, und seien sie noch so klein. Auch Arbeitsgruppen aus 2–3 Personen sind zulässig. War bislang Kritik an den Vorstellungen anderer Teilnehmender geradezu verboten, ist sie nunmehr erwünscht und notwendig. Stand bislang die möglichst ungehemmte Phantasie im Vordergrund, so nunmehr die »Realitätskontrolle«. Der Rausch der Entgrenzung, der zuweilen eingetreten sein mag, wird jetzt durch den Abstieg in die Niederungen des Verwaltungsrechts, der Finanzbeschaffung oder der professionellen Arbeitsteilungen ergänzt. Die strategische Phase einer Zukunftswerkstatt erfreut sich häufig nicht einer solchen Beliebtheit, wie die kritische und utopische Phase. Sie kommt häufig zu kurz, läuft aus, versandet. Darauf, ob die strate-

gisch erörterten Realutopien in der Weiterarbeit einer Gruppe zur sozialen Innovation werden oder ob die utopischen Intentionen im einer solcher Werkstatt folgenden Alltagsleben untergehen, haben Moderierende zumeist ohnehin keinen Einfluß mehr. Das deutsche Paradebeispiel, daß in den späten Siebzigerjahren aus einer Serie von in Berlin abgehaltenen Zukunftswerkstätten dann zum Schluß, nach vielfältigen Modifikationen, Netzwerk Selbsthilfe entstand, ist zwar nach wie vor bemerkenswert, aber nicht umstandslos und jederzeit wiederholbar. Mit dem Netzwerk Selbsthilfe Erfahrene mögen zudem gerne einwenden, die strategische Phase hinsichtlich dieses hätte ruhig etwas ausführlicher und genauer sein können.

Die Zukunftswerkstatt ist zwar das bekannteste und wohl auch in Zentraleuropa meist verbreitete Verfahren zur Schaffung, Kreation, zur Konstruktion von Utopien, jedoch keinesfalls das einzige. Im Grunde eignet sich eine jede Methode zur Verbesserung oder Hervorlockung menschlicher Kreativität und Phantasie auch zur Gerierung von Utopien.<sup>39</sup> Nur beispielsweise seien aufgeführt:

– Das Zukunftspanorama. Es kommt aus der humanistischen Psychologie, insbesondere einer Gestaltarbeit, die es beim »hier und jetzt« nicht bewenden läßt, und entwirft in Jahren, Jahrfünften, Jahrzehnten die erwünschte Zukunft einer Person oder Gruppe;

– das Fourier-Spiel, das ich dem großen Utopisten Charles Fourier zu Ehren 1983 für ein »Utopien«-Seminar entworfen habe;<sup>40</sup>

– die Morphologie des Futurologen Fritz Zwicky.<sup>41</sup>

Von den feministischen Utopien ist die Rede gewesen. Ergänzend wäre anzumerken, daß zwischenzeitlich auch bereits im Zusammenhang über die utopischen Vorstellungen der ersten deutschen Frauenbewegung gearbeitet worden ist – Sabine Hering (Archiv der deutschen Frauenbewegung in Kassel) ist der Frage nachgegangen, welchen Stellenwert das damalige utopische Denken für die heutige Situation hat. Zum anderen hat Gisela Notz (Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis) neuere weibliche Utopien aus den vergangenen Jahren untersucht.

Dem gegenüber hat die registrierbare Verunsicherung der Männer bislang relativ wenig konstruktive Bearbeitung gefunden: »Während es der Frauenbewegung verhältnismäßig leicht fiel, positive Alternativen zum alten Weiblichkeitsbild zu entwerfen, sind veränderungswillige Männer über die Negation der traditionellen Orientierungen nicht wesentlich hinausgekommen« (Hermann Bullinger). Nicht nur fehlt eine positive Bestimmung männlicher Identität jenseits der Männerherrschaft, sondern es gibt auch kaum utopische Entwürfe, welche die Zukunft von Männlichkeit zum Gegenstand haben.<sup>42</sup>

Nach Thomas Scheskat (Männerbüro Göttingen) schwanken männliche Utopien zwischen Aggression und Hingabe. »Wichtige Fragen sind dabei, wo man(n) bei der Veränderung männlicher psychischer Strukturen ansetzen kann und wie ein konstruktiver Zugang zu den eigenen aggressiven Energien geschaffen werden kann. Welche Möglichkeiten und Ausgangspunkte gibt es, das eigene Interesse und Bedürfnis von Männern nach Selbstveränderung zu aktivieren, ohne daß es Druck von außen bedarf?« Was bedeutet es für Männer, wenn die Zukunft weiblich ist? Können erstere einen eigenständigen Beitrag zur Entwicklung von Zukunftsperspektiven leisten? Welche Chancen zur Selbstbefreiung eröffnen sich ihnen (heute und in Zukunft)? Können sie (und wenn ja, wie) zu einer aktiven Rolle im Geschlechterdiskurs zurückfinden, ohne modernistischen Männlichkeitsideologien auf den Leim zu gehen? »Wie könnte das männliche utopische Denken an Phantasie und Farbe gewinnen?«<sup>43</sup>

Ein weiteres Beispiel für eine in Aktion, in angestrebtem, kontinuierlichen Prozeß befindliche Utopie, bei welcher das fraglos reich vorhandene Schrifttum hinter die angestrebte und auch häufig mühsame Praxis zurücktritt, ist das »Projekt A«: 1984/85 erschien der »Projekt A«-Entwurf, der vom Wetzlarer Setzer und Archivar Horst Stowasser abgefaßt worden war. Im Kern ging es ihm um die Aufhebung der getrennten Bereiche von Leben, Arbeit und Politik, nun die der Trennung zwischen Beruf und Freizeit, zwischen privatem und öffentlichen Leben. Im Zentrum des »Projekt A«

steht »ein beispielhafter Vernetzungsprozeß von und für Einzelleute, Gruppen, Initiativen und Projekte«, für welchen die ganze Palette von Möglichkeiten offengehalten werden soll: Kleinbetriebe in Selbstverwaltung; Arbeiten und Leben in einer Gruppe; Zusammenarbeit politischer Organisationen. Hierbei sollte die Gruppe der möglichen Adressaten und Adressatinnen anwachsen, bis die Formen von Arbeit, Freizeit und Engagement auch für »die Normalbürgerin« erfahrbar sind.

Projekte sind danach soziale Experimente, welche schon Formen einer wünschenswerten Gesellschaft, eigene ökonomische Basis inbegriffen, in der bestehenden Gesamtgesellschaft vorwegnehmen. Wie eine Reihe von Utopien der Geschichte,<sup>44</sup> sind die Normen dieser prozeßualen Realutopie, in einem undogmatischen Sinne, anarchistisch-libertär orientiert: Selbstbestimmung des einzelnen Menschen; Freie Assoziation und Gegenseitige Hilfe; Autonomie der Teile gegenüber dem Ganzen, Föderation als Bewahrung der Vielfalt gegenüber der Verschmelzung zur Einheit; Dezentralisation; ökologische Produktionsweisen; herrschaftslose Lebens- und Politikformen. »Ziel ist immer noch eine Gesellschaftsveränderung ... langsam, gewaltfrei ... von unten nach oben, von der Peripherie zum Zentrum und vom Kleinen zum Großen.« Das »Projekt A« zieht der Verschmelzung – alles muß zusammen gemacht werden, alles Private ist politisch – die Vermittlung von Leben, Arbeit und Politik vor. Zur praktischen Lösung dieses Vermittlungsproblems schlug der »Projekt A«-Entwurf sogenannte Doppelprojekte vor. »Das hieß, daß Leute, die sich mögen und miteinander arbeiten und leben wollen, als Gruppe zu Trägern von zwei zwar verschiedenen, aber doch zusammengehörenden Projekten werden. Ein Doppelprojekt war z.B. gedacht als die organisatorische Verbindung eines effizienten ökonomischen Projektes mit einer unterstützungsbedürftigen politischen (oder sozialen) Initiative.« Im Laufe des realen Prozesses sind daraus Mehrfachprojekte und projektübergreifende Fondssysteme geworden. Ursprünglich bestand die Realutopie darin, daß mit Hilfe verschiedener Treffen eine »Urgruppe« entstehen sollte, die dann in eine gemeinsame

»Stadt X« ziehen würde, um dort die ersten Projekte aufzubauen, um nach deren Stabilisierung auf andere Städte sich auszudehnen. Der Prozeß entwickelte sich ganz anders: Nach einer eher verfehlten »Stadt-Wahl« gibt es nunmehr »Projekt A«-Zusammenhänge in einer Reihe von Städten, auch wenn das »Werk Selbstverwaltete Projekte und Einrichtungen« – WESPE – in Neustadt an der Weinstraße derzeit als zentraler »praktisch-realer Fluchtpunkt« gelten kann.

In einem ihrer »Denk-Zettel«<sup>45</sup> formuliert Birgit Berg (Wortwerkstatt Poesie und Politik Stuttgart) in ihrem Bestreben, »von der Enttäuschung zur Ent-Täuschung« zu gelangen, die Absage an Utopien, trotz Realsozialismus, Golfkrieg, Jugoslawien und »persönlichen Erdrutschen« vieler »Einzelschicksale«, als gefährlich: »Utopien sind selbstgewählte Richtungsweiser im Ungewissen – sie können fremdbestimmten Zukunftsmanipulationen eine selbstbestimmte Orientierung entgegensetzen. Machthaber resignieren nicht. So können wir uns die Hoffnungslosigkeit nicht leisten«. Birgit Berg stellt in einem »Denkzettel« 12 Fragen, die mir auch in unserem Zusammenhang als erwähnenswert erscheinen:

- War das, was da gescheitert ist, wirklich unsere Utopie – oder waren es nicht nur ähnliche Begriffe in der klebrigen Verfilzung mit Macht/Herrschaft/Geld? Sind unsere Utopien tatsächlich am Ende?
- Oder vielmehr noch vor dem Anfang ihrer konsequenten Verwirklichung?
- Konnten wir denn nach den Jahrtausenden von gezüchtetem Kampfgeist, Kriegs-, Konkurrenz- und Besitzdenken und Herrschaftsstrukturen überhaupt annehmen, in einigen Jahren alles verändern zu können? Dürfen Veränderer so kurzatmig hoffen? Müssen wir uns nicht eine erfahrenere Hoffnung machen, die Rückschläge mit einbezieht?
- Haben wir präzise genug gehofft? Wie genau, wie realistisch, wie hürdenbewußt waren unsere Träume? Was war nur Wunsch und was ist Wirklichkeitskeim?
- Was ist die Nachricht des Zusammenbruchs: Was sagt uns das Scheitern über das, was unserer Utopie noch fehlt?

– Haben wir umfassend genug gehofft? Oder hat unsere Utopie zu kurz gegriffen und wird von den Strukturen, die sie beim alten ließ, erdrückt? »Wer nicht alles verändert, verändert nichts«. (chilenisches Lied).

– Hatten wir die richtigen Verbündeten?

– Hat der Zeitplan gestimmt? Unterscheiden wir nach kurzfristigen, mittelfristigen und nur langfristig zu erreichenden Zielen? Wieviel Zeit, beispielsweise, brauchen wir für die wirksamste Form der Veränderung: unterdrückungsfreie Erziehung? Bestärken wir einander im langen Atem? Haben wir in uns die Bewußtseins-Bremse gelöst, die von innen blockiert »Es geht ja doch nicht«? Und wandeln das »Doch nicht« um in »Noch nicht«?

– Entsprechen unsere Strukturen bereits unseren Zielen? Haben wir dafür schon den klarsten Entwurf? Drücken sich unsere Ziele in unseren Mitteln aus?

– Sind wir noch »Amateure der Zukunftsarbeit« oder besorgen wir uns das Handwerkszeug fördernder Methoden?<sup>46</sup>

– »Haben wir überhaupt schon genug Utopie?: das große bunte Zukunftsmosaik aus lauter individuellen Entwürfen – die »Zukunftswerkstatt für Jedermensch« – statt nur einiger Einheitskonzepte von Vordenkern?

– Arbeiten wir nach dem Gesetz der kleinen Zahl? – Qualität statt Quantität?: das heißt, daß eine Handvoll Menschen zwar nicht die Verhältnisse auf dem Kopf stellen kann – daß sie aber sehr wohl einen Trend initiieren und prägen kann (so wie z.B. das Umweltbewußtsein ursprünglich durch wenige ausgelöst wurde), also ideenreich einen Bewußtseinsprozeß in Gang setzen, der auf Dauer Verhältnisse durch Verhaltensweisen umzuwandeln vermag.

– Welche persönliche Entwicklung, welche neuen Denkschritte, welches Charakterwachstum können wir uns während des Tiefs erarbeiten als Gegengewicht, das dem äußeren Zusammenbruch einen Sinn, sogar einen Gewinn verleiht?

– Sind wir gründlich genug enttäuscht? In dem Sinn: Nutzen wir den Mißerfolg zur Ent-Täuschung von Grund auf, zur Klärungsarbeit, exakt zu unterscheiden: Was waren bei den gescheiterten Idealen Illusionen – und was waren Ziele?«

Am Beispiel der Asyl-Diskussion veranschaulicht Birgit Berg einige Momente dessen, was sie unter »Bewußtseinsprozeß« versteht. Etwa: »Wenn diejenigen ausgewiesen werden sollen, die den Deutschen die Arbeitsplätze wegnehmen – warum heißt es dann nicht: »Computer raus aus Deutschland?« Oder: »Wo, wenn die Bewohner der Industrieländer die Erde unbewohnbar gemacht haben werden, sollen sie – als Chemigranten – um Asyl bitten?«

Es gibt auch viele Beispiele für »piece meal«-Utopien, für »Stückwerk«-Utopien, für Zukunftsentwürfe, die sich nicht auf die ganze erwünschte zukünftige Gesellschaftsordnung, sondern auf einen relativ beschränkten Ausschnitt gesellschaftlicher Wirklichkeit beziehen. Anführen will ich ein Beispiel, welches ich selbst vor einiger Zeit abgefaßt habe.<sup>47</sup> Es betraf Utopien hinsichtlich der Lage von alleinstehenden Wohnungslosen. Da, wie ich eingangs erwähnt habe, Utopie immer auf einer Negativfolie eines schlechten bestehenden Zustands sich entfaltet, war und ist zunächst der bestehende Zustand alleinstehender Wohnungsloser zu skizzieren. Der Gesamtzusammenhang dieser Lage ist durch wenigstens sechs Elemente zu bestimmen: Erwerbslosigkeit, Wohnungsnot, Trennung, Armut, psychosoziale Probleme (bei ca. einem Drittel Alkoholismus), Kriminalisierung. Diese Elemente waren und sind in der Folge einzeln zu betrachten, um dann aus dem vorläufigen Erlebnis realutopische Schlußfolgerungen ziehen zu können. Weniger wichtig ist hierbei, in welcher Reihenfolge diese Elemente auftreten, wie sie unter den konkreten biographischen Umständen miteinander vernetzt sind.

Mit der Wohnungsnot anfangend, gibt es bekanntlich juristische Vorschriften, die eine Mindestquadratmeterzahl für die Haltung von Zwingerhunden vorsehen, widrigenfalls der Hundehalter wegen Tierquälerei verurteilt wird. Vorschriften, die ich den Zwingerhunden durchaus gönne. Indes bestünde die einfachste Utopie in einem unveräußerlichen Rechtsanspruch auf Wohnraum, den ich auf die Kurzformel »Hund mal zwei« bringen möchte: Jeder Mensch sollte die einklagbare Möglichkeit haben, jederzeit auf Wunsch über mindestens das Doppelte jenes Wohnraumes verfügen zu

können, das größeren Zwingerhunden jeweils gesetzlich zusteht. Von diesen Minimalvoraussetzung ausgehend – eine Schande, daß dies überhaupt erforderlich ist –, kann Schritt für Schritt eine partielle Utopie entwickelt werden. Daß diese von einer umfassenden Utopie des Bauens und Wohnens weit entfernt ist, ist mir hierbei durchaus bewußt.

Erstere enthielte etwa:

- Erste Priorität für umfassende Wohnungsbauprogramme und Wohnhaussanierungsprogramme auf der Ebene aller Gebietskörperschaften auf absehbare Zeit;
- Herausnahme des gesamten Wohnungssektors aus dem marktwirtschaftlichen Bereich, da auf diesem Sektor allenfalls eine asoziale Marktwirtschaft zu erreichen ist;
- Lockerung der bürokratischen Bestimmungen, etwa von Geschoßflächennutzungszahlen, die auf reinen Kosten-Nutzen-Rechnungen basieren;
- Begrenzungen der Stockwerkszahl wie des Anteils des zu verbauenden Betons (letzteres, wenn möglich, auf Null) zwecks Vermeidung jener Silos, die eher als Aufbewahrungsort für menschliches Vieh geeignet zu sein scheinen denn als Wohnstätten für die ansonsten viel beschworenen »mündigen Bürger« (und Bürgerinnen);
- Möglichkeiten eines bedarfsgerechten flexiblen Umbaus: in Einzelwohnungen für Singles, in Gemeinschaftswohnungen für Wohngemeinschaften, für Familien, für Gemeinschaften anderer Herkunft und Absicht;
- Mitbestimmung von Betroffenenorganisationen und von Planern in allen Phasen der Planung und Durchführung von Wohnungsbauprogrammen.

Zu keinem anderen Moment ist der statistische Zusammenhang von Wohnungslosigkeit so linear und so sehr über Jahrzehnte hinweg durchgehend wie zur Erwerbslosigkeit. Hier entsteht eine Schwierigkeit dadurch, daß es hinsichtlich der Arbeit zwei einander vollständig unterschiedliche, ja zum Teil widersprechende utopische Ansätze gibt, die in ebenso unterschiedlichen Menschenbildern gründen. Der eine bezieht sich auf eine Anthropologie, die in der Erwerbsarbeit den zentralen Aspekt der Entstehung und Entfaltung des Individuums sieht. Sie reicht von Paulus über

Calvin, Saint-Simon, Fourier und Marx bis hin zu allen Realsozialismen – und auch zur bestehenden Sozialversicherung. Der andere nimmt in der Arbeit schwerpunktmäßig eine gehobene Variante der Folter wahr: zwar nicht vollständig verzichtbar, aber so sehr einzuschränken wie irgendmöglich. Diese finden wir bei Aristoteles, bei Jesus von Nazareth (»Lilien auf dem Felde«), in der Renaissance – bis hin zu Paul Lafargues »Lob der Faulheit«, zu Ivan Illich und zum »autonomen Sektor« des Andre Gorz. Je nach Menschenbild erfolgen daraus auch unterschiedliche Projektionen auf Wohnungslose: Die erste Position neigt zum Arbeitshaus, die zweite zur illusionären Romantisierung der »glücklichen« Vagabunden.

Utopien in der ersten Richtung wären:

- Eine unter Umständen je nach Branche veränderbare Junktimierung der Verkürzung der Normalarbeitszeit mit der jeweils bestehenden Erwerbslosigkeit;
- Eine Erweiterung der (abstrakt ja für Behinderte in Geltung befindlichen) Einstellungsquotierung für alle auf den Arbeitsmarkt schwer vermittelbaren Personenkreise, verbunden mit ebenso stufenweisen wie drastischen Erhöhungen der bei Nichteinstellung ersatzweise zu zahlenden Ausfallbeiträge;
- Selbstverpflichtungen im staatlichen, kirchlichen, gewerkschaftlichen, alternativen Bereich, freiwillig eine bestimmte Quote von schwer vermittelbaren Personen in die jeweiligen Produktionszusammenhänge zu integrieren;
- Eine entsprechend weitgehende Förderung (aus eigener wie aus fremder Kraft) aller denkbaren alternativen Arbeitszusammenhänge.

Wie »Hund mal zwei«, gibt es auch hier eine Mini-Utopie: Wenn schon Einübung in entfremdete Arbeitsprozesse, dann wenigstens in solche, bei welchen Einstellungschancen auf dem Arbeitsmarkt bestehen, d.h., die nicht demnächst ohnehin wegrationalisiert werden. In der zweiten Richtung lassen sich alle mir zwischenzeitlich bekannt gewordenen Utopien unter das Stichwort »Entkoppelung von Leistung und Einkommen« zusammenfassen. Dies leitet gleichzeitig

zum Moment der Armut über. Hier sind wir soweit, daß schon die Wiedererrichtung von Volksküchen eine Art real-utopischer Dimension erreicht; gefolgt von der unentgeltlichen Benutzung des öffentlichen Personennahverkehrs, wie von der Freigabe unbewohnter Häuser, wie auch Baustellen, zum Plattenmachen, d.h. als selbstorganisierter Gebrauch von Notschlafstellen. Näher dem »Nirgend-Ort« (was ja »Utopie« wörtlich heißt) läge allerdings jene soziale Innovation gegen Armut, die der »Entkoppelung von Leistung und Einkommen« am ehesten entspräche. Sie ist als Grundsicherung, garantiertes Mindesteinkommen, negative Einkommensteuer bezeichnet worden. Die Grundidee besteht darin, jedem Menschen ohne Rücksicht auf seine Leistungsfähigkeit regelmäßig eine Geldsumme zur Verfügung zu stellen und damit dessen Lebensunterhalt zu sichern. Um zu vermeiden, daß diese nur einen neuen Namen für die Sozialhilfe bedeutete, wenn auch ohne die endlose Kette von Demütigungen auf Sozialämtern und vergleichbaren Institutionen, wäre als Grundlage ein alternativer Warenkorb zu erstellen. Noch einen Schritt weiter ins Utopische ginge der Vorschlag, ein Junktim zwischen den Mindesteinkommen und den Höchsteinkommen in einer gegebenen Gesamtgesellschaft zu schaffen. In regelmäßigen Abständen könnte in Volksabstimmungen entschieden werden, ob das Verhältnis zwischen beiden 1:3, 1:10, 1:20 oder 1:100 betragen soll. Zur Trennung fiele mir ein, daß es für Erwachsene verschiedenen Geschlechts (zumal, wenn sie nicht der Schickleria angehören) kaum einigermaßen angemessene Treffpunkte gibt; zum psychosozialen Problem des Alkoholismus, daß es – ohne daß ich im geringsten die Arbeit der Anonymen Alkoholiker, von Blaukreuz, Guttemplern, Freundeskreisen in Zweifel ziehen möchte – an einer vergleichbaren Selbsthilfebewegung mangelt, welche keine religiösen Grundannahmen zur Basis ihrer Tätigkeit macht.

Die zentrale Utopie in psychosozialer Hinsicht besteht nach wie vor in der Abschaffung der Großinstitutionen vom Typus psychiatrischer Großkrankenhäuser, einschließlich des Aufbaus und Ausbaus einer alternativen Infrastruktur. Je weniger diese alternative Infrastruktur arbeitsteilig auf eine

psychosoziale Infrastruktur beschränkt ist, desto eher steigen die Chancen auf Vermeidung von Ghettobildung. Ein Beispiel hierfür wäre eine Art »Ort des Lebens« auf Zeit, das ich in inhaltlicher Variation einer psychiatrischen Einrichtung des Briten Conolly (um 1820) als »Rückzug« bezeichnen möchte. Ein Ort, an dem es möglich ist, Ruhe zu finden, ohne von Experten oder Expertinnen belästigt zu werden, vielleicht eine Art Mittelding zwischen einer altmodischen Billigpension, einem Kloster ohne religiöse Bindungen, einem Sanatorium ohne Weißkittel, einem Weglaufhaus ohne verwahrenden Hintergrund. Ein Ort mit Schlüsselgewalt der Benutzenden, mit vielen Varianten, mit einer Durchmischung der verschiedenartigsten Personengruppen, die in Ruhe gelassen werden wollen. Die damit verbundene zweite, womöglich noch größere, Utopie – wenigstens, solange es keine Grundsicherung gibt – bestünde darin, daß für die Armutsbevölkerung irgendeine Trägerkonstellation sich findet, welcher diese Chance auf Inruhegelassenwerden einige Tagessätze wert ist. Zur Kriminalisierung wäre realutopisch darüber nachzudenken, ob nicht, etwa nach dem Vorbild der Haftpflichtversicherung beim Automobil, die kleineren Vermögensdelikte versicherungstechnisch statt kriminologisch zu handhaben wären.

Wiederum liegt in der außerordentlichen Unterschiedlichkeit der hier vorgelegten utopischen Ansätze eine Absicht: Das notwendige Überlappen veranschaulicht die eingangs erwähnte Antwortvielfalt. Nicht jede Utopie nützt jedem/jeder, und dies ebensowenig bei der »Stückwerk«-Utopie wie bei jener mit ganzheitlichen Ansprüchen. Wer das Leben durch Erwerbsarbeit bestreiten will, erfährt keine Hilfe durch eine noch so ansehnliche Grundsicherung; wer sich isoliert fühlt, braucht kein »Rückzug«... Und jeweils, selbstredend, umgekehrt.

## Fragen des Alltags, die einer Utopie bedürfen

NACH DEN VORHERGEGANGENEN Überlegungen drängen sich die offenen Fragen zeitgenössischen utopischen Denkens in meinen Vordergrund. Diese beginnen im unmittelbaren Alltagsleben und enden schließlich in der Weltpolitik.<sup>48</sup> Beginnen wir bei den intimen Beziehungen zwischen Menschen, welchen wenigstens nachgesagt wird, das Alltagsleben zutiefst zu bestimmen. Ob dies tatsächlich der Fall ist: Das zu untersuchen würde ein eigenes Buch erfordern. Von Robin Norwoods »Wenn Frauen zu sehr lieben« bis hin zur einschlägigen Liste männlicher Bekenntnisse, die ja bereits mit Goethes »Leiden des jungen Werther« beginnen, – allein das Studium literarischer Dokumentationen könnte uns schon überzeugen, was hier seit langem (und manche sagen: seit jeher) im argen liegt. Wie könnte ein, auch erotisches, Zusammenleben zwischen den Geschlechtern, bzw. innerhalb derselben, aussehen, das weder durch Ausgrenzung noch durch Versteinerung, weder durch Gleichgültigkeit noch durch Zwangszusammenhänge gekennzeichnet ist? Wie könnte eine Antwortvielfalt realisiert werden, welche niemandem eine Lebensart aufdrückt, die seinen Bedürfnissen, Wünschen, Prägungen etc. zu widersprechen, jeweils, neigt? Spätestens die Erfahrung der vergangenen Jahrzehnte haben uns gezeigt, daß es hier nicht nur darum sich handeln kann, die traditionelle (idealtypisch:



katholische) Vorstellung von der heterosexuellen lebenslangen Zwangsehe zu überwinden.

Zwischenzeitlich gab es ebenso dogmatische Anschauungen auf dem homosexuellen Felde (Guy Hoguenhem, Eschi Rehm bei den Männern, Valerie Solanas bei den Frauen) und auf der Ebene der Gemeindeform (Otto Mühl); auch die »offene Zweierbeziehung« (Dario Fo/Franca Rame) und die derzeit weithin vorherrschende Monogamie – »treu« um jeden Preis, auch wenn es nur drei Wochen dauert – haben zwischenzeitlich ihre Tücken erwiesen. Zwar hat es immer schon mal utopische Lösungsvorschläge gegeben, die der Beantwortung der gestellten Frage relativ nahe gekommen waren – indes wird es seine Gründe gehabt haben, daß erstere kaum je authentisch genug waren, um in der Wirklichkeit umgesetzt zu werden. Ich denke etwa an die »neue Liebeswelt« Charles Fouriers. Und AIDS macht diese Aufgabe auch nicht eben einfacher.

Nicht anders hinsichtlich der Kinder. Noch ist es niemandem gelungen, eine ebenfalls Antwortvielfältige Form des Kinderaufwachsens zu entwerfen, in welcher weder die Mütter, noch beide Eltern, noch die Kinder, noch alle zusammen in biographisch folgenreiche Leidenszusammenhänge abgedrängt worden sind. Entweder wird auch im utopischen Kontext völlig naturwüchsig vom Elternrecht ausgegangen (was in der Praxis zu 80 Prozent heißen wird, daß an den Müttern die Arbeit hängenbleibt), oder die utopische Lösung entlastet zwar die Eltern, läßt jedoch den Kindern eine Art gehobener Heim-, allenfalls Internatserziehung zuteil werden und sollten die Kinder Pech haben, wäre es nicht einmal eine »gehobene«. Zwischen den Polen Überlastung einerseits, lohnabhängiger Gleichgültigkeit andererseits schwankend, steht eine passable realutopische Lösung noch aus.<sup>49</sup> Die in letzter Zeit häufig ausformulierte Realutopie, Kindererziehung – wie auch korrespondierend dazu die Erwerbsarbeit – gleichmäßig auf beide Eltern zu verteilen, entlastet zwar, was schon viel ist, die Mütter vom Dauerstreß, hat ansonsten jedoch vor allem die Wirkung, nunmehr glücklich beide Eltern zu überlasten. Nicht, daß es nicht auch hier Ansätze gäbe. So ist verschiedentlich die Kibbuz-

Erziehung ihrem Strukturprinzip nach (bis 16 Uhr Kindergruppen mit einer spezialisierten Fachkraft, ab 16 Uhr Eltern) gelebt worden – wie aber wäre sie in ein gesellschaftliches Gebilde, das nicht Kibbuz heißt, zu übertragen? Die Kinderdörfer Hermann Gmeiners verhiessen einstmal ein nicht uninteressantes Modell (eine professionelle alleinerziehende Mutter mit synthetischer Großfamilie, ergänzt durch weitgehende, potentiell weltweite, Unterstützung) – hat es einen Grund, daß es um sie relativ still geworden ist? Daß kaum eine Untersuchung publik geworden ist, wie das Leben der Kinder als Erwachsene sich fortgesetzt hat? Gäbe es Übertragungsmöglichkeiten, die den Müttern nicht ein Leben aufzwingen, als wären sie Klosterschwestern? Immer mal, zum dritten, ist von umfassender Selbstorganisationen der Kinder die Rede, mögen sie nun »Kinderrepubliken« heißen (wie im spanischen Bemposta) oder »Schülerschulen«. Wir wissen, daß die berühmte, in Barbiana, alsbald zerfiel, nachdem der Pfarrer, der sie angeleitet hatte, verstorben war. Wieso blieben diese immer Inseln, wieso konnte aus ihnen nie eine Art Bewegung werden? Und selbst wenn: Wie wäre da wiederum gewährleistet, daß einzelne Kinder nicht von ihrer Gleichaltrigengruppe ausgegrenzt, fertiggemacht werden, eine Art »Herr der Fliegen« im utopischen Gewande? Welche, und seien es subsidiäre, Eingriffsmöglichkeiten müßten für gleichzeitige Erwachsenen- und auch Kinder-Erwachsenengruppen, vorgeesehen werden?

Gehen wir über den Bereich der zeitgenössischen Kernfamilie hinaus. Immer wieder wird die Erneuerung der Nachbarschaften beschworen. Die zeigt, wie sehr die Vereinzelung und Anonymisierung in nur wenigen Jahrzehnten vorangeschritten sein muß: Noch in meiner Jugend wurde die Anonymisierung geradezu als Erlösung von der überstarken sozialen Kontrolle durch die Nachbarn empfunden!

Wir haben gesehen, daß verschiedene zeitgenössische Utopien (z.B. jene von P.M.) gerade aus der Stärkung der Nachbarschaft ihre Brisanz gewonnen haben. Nicht zu vergessen – obwohl sie in der Praxis ja schon beinahe vergessen worden ist! – ist jene Nachbarschaftsutopie der »kleinen Net-

ze«, die Ende der Siebzigerjahre eine gewisse Rolle spielte<sup>50</sup>: Diese Nachbarschaften von 80–100 Personen sollen zwar nicht soviel wie die Subsistenzgruppen des P.M., aber doch erhebliches miteinander leisten können. Sie sollen Einheiten gegenseitiger Hilfe sein, einander beim Kinderaufwachsen wie bei der Pflege alter Leute unterstützen, Gartenbau betreiben, Reparaturen durchführen, Feste veranstalten, politische Aktionen initiieren, eventuell sogar einige Produkte oder auch Dienstleistungen produzieren. Eine gewaltige Aufgabe für ein nachbarschaftliches Netz, zusammengewürfelt, wie dieses unter den zeitgenössischen Wohnungsbaubedingungen nur zustande kommen kann.<sup>51</sup> Nicht zufällig also ist die Utopie des »kleinen Netzes« bislang ziemlich ohne praktische Auswirkungen geblieben. Entweder es wird gleich zu einer größeren internationalen Einheit: einem Projekt, einer Solidargemeinschaft, einer Annäherung an eine Minisubsistenzgruppe – oder, auf dem utopischen Felde, die Aufgabe wird so groß, daß sie nicht bei der Vision des »kleinen Netzes« verbleiben kann, sondern sich totalisieren muß: Wie müßten Wohnungsbau, Wohnraumverteilung, Erwerbsarbeit, Verkehr etc. sich verändern, damit so etwas wie ein »kleines Netz« auf einer breiteren Basis überhaupt erst möglich werden kann? Und da dies eine ausgesprochene Langzeitutopie darstellte: Was kann der soziale und emotionale Kitt werden, um einander gleichgültige, nicht latent feindliche, Nachbarschaften überhaupt zu einem gemeinsamen Handeln zu bewegen? Ohne Zwang, ohne Gruppendruck, ohne Sanktionen durch böse Nachrede, die denn doch die Flucht in eine Hochhaussiedlung als erträglicher erscheinen ließe. Hier schon angedeutete Überlegungen führen uns zu einem der, auch traditionellen, Kernpunkte utopischer Intentionen: der ökonomischen Seite der Utopie. Im an Katastrophen aller Art so reichen 20. Jahrhundert ist in einer doppelten Verschränkung, zweierlei klargeworden: Sowohl die Marktwirtschaft hat nicht wirklich funktioniert als auch, noch offensichtlicher, die Planwirtschaft nicht; sowohl die Privatisierung von (großem) Eigentum hat auf die Welt verheerende Wirkungen ausgeübt als auch hat eine Vergesellschaftung versagt, die als Verstaatlichung sich be-

griffen – und sich mißverstanden hat. Wohlwissend, daß es zum Konsens der letzten fünf Jahre leider auch vieler Intellektueller gehört, der Marktwirtschaft und dem Privateigentum heilsame Wirkungen zu zuschreiben, die diese schon aus strukturellen Gründen nicht in dieser Allgemeinheit haben können, halte ich dem entgegen, daß dieses Lob nur bei recht kurzsichtiger Betrachtung der Dinge aufrechterhalten werden kann. Entweder die ökologischen Folgen sind ausgeblendet worden<sup>52</sup>, oder die Funktion der Dritten Welt (wo einem Bananenkonzern gleich mehrere Kleinstaaten gehören, in welchen er seine Profitgrundlage mit Klauen und Zähnen verteidigt, kann es mit der vielbeschworenen »Freiheit« nicht weit her sein), oder die profitablen Wirkungen der künstlichen Herstellung von Mangel. Dies wäre eine holzschnittartige Beschreibung der Lage in der Landwirtschaft wie im Wohnungsbau.

Gehen wir auf das Feld zukünftiger utopischer Aufgaben zurück, um dies mit einigen konkreten Beispielen zu veranschaulichen.

Es ist angesichts der realen, fast schon hoffnungslosen Situation naheliegend, daß der Wohnungsbau der Zukunft zu meinen Lieblingsbeispielen zählt. Planwirtschaft hieße hier, kostengünstig eine Mehrzahl von Monstern in Betonplattenbau aufs freie Feld zu stellen und auf die erforderlichen Fonds für Reparaturen, periodisch fällige Renovierungen etc. einfach zu verzichten. Marktwirtschaft heißt hier, in Privatinitiative Wohnraum zu erstellen (manchmal, durchaus nicht immer, ergeben sich daraus sogar einigermaßen hübsche Häuser), den, außer einer dünnen Schicht reicher Leute, sei es in Miete, sei es in Wohnungseigentum, niemand bezahlen kann. Soziale Marktwirtschaft hieße hier noch allenfalls, den nicht so reichen Leuten durch Zuschüsse das Anmieten des überbezahlten Wohnraums wenigstens gelegentlich möglich zu machen, die Alternative dazu ist Massenobdachlosigkeit, wie im London, was seine Grenzen in öffentlicher Mittelknappheit oder wahlweise in einer nicht mehr finanzierten Steuerlastquote hätte. In beiden Fällen subventionieren die Steuerzahlenden die Gewinne der Hauseigentümer. Die dringend erforderliche Realutopie des

Wohnbaus bestünde darin, einen Weg jenseits des genannten Dilemmas zu finden.

Nicht anders beim anderen Problempaar Privatisierung – Vergesellschaftung. Da die meisten Strömungen der Arbeiterbewegung – primär der als »Kommunismus« sich mißverstehende Leninismus, aber auch, wenn auch in Maßen, die Sozialdemokratie, selbst noch am Rande die katholische Soziallehre – Vergesellschaftung als Verstaatlichung mißverstanden haben, hatte dies zur Folge, daß die Utopien einer staatsfernen Vergesellschaftung nicht so üppig gesät sind, wie dies erforderlich wäre. Diese Einstellung erleichtert allerdings die Aufgaben für die künftigen Jahrzehnte weniger als diese noch komplizierter zu machen. Zum einen, und darin bestünde auch die eher einfachere Übung, wäre es erforderlich, die gesamte genossenschaftssozialistische Tradition der vergangenen beiden Jahrhunderte aufs neue zu studieren und die zu beerben. Diese begänne mit Fourier und Owen, schlosse eine Wiedervornahme der gesamten realutopischen Literatur der Jahrhundertwende mit ein, und landete bei der Vielfalt der Ansätze nach dem Beginn unserer zeitgenössischen Krise um 1966/67. Um es weniger abstrakt zu machen: Wenn schon alles nach »Privatisierung« schreit – was, mit wenigen Ausnahmen<sup>53</sup> den Begriff verfehlt, vielmehr die Umschichtung des Produktivvermögens vom großen Staat zu noch größeren Konzernen meint –, wäre es dann nicht sinnvoll, das ursprüngliche Konzept Fouriers: fünf zwölftel Arbeit, vier zwölftel Kapital, drei zwölftel Talent herzunehmen und es als eine Art Kapitalgesellschaft mit vinkulierten (an bestimmte Personen oder Gruppen gebundenen, folglich auch nicht börsenfähigen) Aktien zu gestalten?<sup>54</sup> Oder: Wie wäre es, die Arbeiten Franz Oppenheimers sich einmal zur Gänze vorzunehmen und es nicht immer nur bei dessen berühmten Transformationsgesetz bewenden zu lassen? Das heißt: Ein alternatives Projekt – bei Oppenheimer eine Produktionsgenossenschaft – geht immer entweder pleite oder verwandelt sich in ein Projekt, das von in die herrschende Gesellschaft integrierten Projekten nicht mehr zu unterscheiden ist. Wer weiß schon, daß Fabier Sidney und Beatrice Webb ein Standardwerk

zum Genossenschaftswesen geschrieben haben? Wie sähen die Werke des Exil-Anarchisten Peter Kropotkin aus, wenn wir den zwischenzeitlichen Siegeszug der Unterhaltungselektronik mit einbeziehen, d.h. die Bedürfnisse nicht mehr auf Essen, Wohnen und Kleider sich beschränken lassen? Welche Möglichkeiten hatten seit 1905 die mithin israelischen Kibbuzim, jenseits von Allgemeinplätzen vom Typus »Hischdruth« oder »Jewish Agency«, sich in einer Weise zu finanzieren, daß sie bis 1967 auf ca. 230 angewachsen waren? Wo waren die »Points of no return« der genossenschaftlichen Unternehmen vom Typus Raiffeisen oder Schulze-Delitzsch, vom Typus Coop/Bank für Gemeinwirtschaft/Neue Heimat/Konsum? Wie funktionieren die Vergesellschaftungsformen der Stiftungsökonomie, etwa in den USA oder der Schweiz? Wenn Kropotkin in seiner Transformationsstrategie den »freiwilligen Vereinigungen« so einen großen Stellenwert einräumt – wie könnte das auf den Weg gebracht werden, daß die freiwilligen Vereinigungen sich nicht nur gründen, sondern auch bestehen bleiben und, vor allem weniger gegeneinander als miteinander, arbeiten? Welche weiterführenden Momente gibt es in den Konzeptionen des Karl Korsch, in jenen des Austromarxismus? Wo beinhalten sie offene Potentiale<sup>55</sup>; wo – etwa in der Ökologiefrage – haben sie dazu beigetragen, jene Form des realsozialistischen oder sozialdemokratischen Etatismus voranzutreiben, welche den Namen des Sozialismus so sehr zu diskreditieren geeignet war?

Jede Menge zu tun, jede Menge zu lernen, und doch ist dies, wie ich oben erwähnte, die leichtere Aufgabe. Die schwierigere besteht darin, realutopisch zu konstruieren, wie in einer sich wandelnden, von großen Konzernen beherrschten, von Konkurrenzen und Haßzusammenhängen durch und durch zerfressenen Welt genossenschaftlicher Sozialismus in die Gänge gebracht werden könnte. Dabei ist es sicher hilfreich, sich zu vergegenwärtigen, wo, in welchen Punkten, Marx nach wie vor hilfreich sein könnte – und wo bestimmt nicht. Als Analytiker zählt er nach wie vor zur erforderlichen Grundausstattung zukunftsorientierten Denkens, wie ein Dutzend anderer, oft völlig konträrer, Theoretiker auch:

Seine Aussagen über die Ware, über die Rolle der Maschine, über die Akkumulation des Kapitals haben sich bedauerlicherweise als von bislang bleibender Aktualität erwiesen. In dreierlei Hinsicht indes, wenigstens, auch obige Aufzählung ist ja sicherlich nicht vollständig, können wir Marx gestrost vergessen:

1.) Es gibt nicht den geringsten Grund, anzunehmen, daß die kapitalistische Gesellschaftsformation kurzlebiger sein wird, als dies vor ihr die feudale, die asiatische oder die auf der Haltung von Sklaven beruhende war. Alle Annahmen dieser grundsätzlichen Akzeleration (Verschnellerung) haben sich bislang als falsch erwiesen – und, wo selbst sie in die Praxis »umgesetzt« werden konnten, als verheerend.

2.) Entsprechend hat die Gewalt sich nicht als »Geburtshelferin einer neuen Gesellschaft« erwiesen, sondern, um in der Metapher zu bleiben, als ihre »Engelmacherin«.

3.) Wie oben bereits dargelegt, ist die Dichotomie<sup>56</sup> von »Bourgeoisie« und »Proletariat«, die im Prozesse der wirtschaftlichen Entwicklung verwirklicht worden war, immer inhaltsleerer geworden: Beide traditionellen Hauptklassen haben in eine Milchstraße von Klassenströmungen sich ausdifferenziert, insbesondere die letztere, mit außerordentlich unterschiedlichen Bedürfnissen, Wünschen und Interessen. Gerade indem ich Marx in seiner vor bald 150 Jahren gemachten Aussage ernstnehme, er wolle keine Rezepte für die »Garküche der Zukunft« entwerfen, seine Aufgabe sei es vielmehr, immer neue und gründlichere Analysen für den »Misthaufen der Geschichte« zu produzieren – können wir nicht umhin, selbst die Richtung zu bestimmen, in die wir wollen. Der erste Schritt ist hierbei noch relativ klar: mit einigen einigermaßen gleichgesinnten Personen sich zusammenschließen, um die Güter und Dienstleistungen der jeweils eigenen Neigung herzustellen und zu verbreiten.<sup>57</sup> Dies wird auch mit größeren Schwierigkeiten, als auf den ersten Blick erkennbar sind, getan.<sup>58</sup> Schon hier besteht das Problem, daß aus den verschiedensten Gründen diese Projekte, Betriebe, Genossenschaften, Vereine oft eher gegeneinander als miteinander arbeiten. Im nächsten Schritt scheint es mir erforderlich, im einigermaßen allseitigen

Konsens eine Fülle von »freiwilligen Vereinigungen« zu entwerfen, in welchen Kooperationen verschiedenster Art zwischen diesen, auch Ermutigungen zu Neugründungen, ermöglicht werden können. Dies ist bereits eines der künftigen Probleme genossenschaftlicher, bzw. genossenschaftsähnlicher Vergesellschaftung – und ich schreibe dies nicht zufällig aus voller Überzeugung nieder, weil ich an diesem Punkt auch selbst seit ca. 20 Jahren vorerst gescheitert bin. Wobei es mir im Lauf der Jahrzehnte zunehmend klar geworden ist – und ich freue mich über jeden noch so punktuellen, noch so prekären Zusammenschluß, der tatsächlich erfolgte, sei dies nun, zeitweilig, das »Netzwerk Selbsthilfe« gewesen oder die Versuche zu Projektmessungen oder in neuerer Zeit der »Tag der Erde« –, daß moralische Appelle allein hier nichts vorantreiben werden, sondern wenigstens Spuren gegenwärtigen oder künftigen Interesses mit enthalten sein müssen. Hier enden allerdings die konkreten Beispiele – und hier beginnen, wiederum, die Fragen: Wie kann es optimal bewerkstelligt werden, daß genossenschaftliche oder genossenschaftsähnliche Formen entstehen, die auch Menschen die Mitarbeit ermöglichen, welche in völlig anderen beruflichen Zusammenhängen stehen, die sie auch nicht ohne Not verlassen wollen oder können? Gewiß, um beim exponiertesten Beispiel zu beginnen, achte ich jede internationale Vollgenossenschaft, mag dies nun ein Kibbuz sein, ein Ashram<sup>59</sup>, eine spirituelle Gemeinschaft<sup>60</sup>, die vielen Kommunen, die entstanden sind – seit 1989 auch zunehmend auf ehemaligem DDR-Gebiet – oder die sich noch in Planung befinden wie zum Beispiel durch Rudolf Bahro. Selbst hinsichtlich jener faktischen Vollgenossenschaften, die in den alternativen Bewegungen weniger angesehen sind, habe ich, auch wenn sporadische Interaktionen mit diesen noch so nervig waren, vor der üblichen vorschnellen Ausgrenzungen gewarnt.<sup>61</sup> (Auch ist mir nicht zu jeder faktischen Vollgenossenschaft gleich Jonestown eingefallen.) Wenn auch dieses als Extrem ebenso im Hinterkopf bestehen bleiben sollte wie beim Christentum die Inquisition, beim Liberalismus die Abschachtung der Pariser Commune und Robespierres Guillotine, beim Sozialismus die Moskau-

er Prozesse usw. Dennoch kann die allgemeine Norm künftiger genossenschaftssozialistischer Bewegungen nicht darin bestehen, Menschen aus ca. 80 Klassenströmungen darauf zu verpflichten, das Feld ihrer Tätigkeiten zu verlassen, um Rüben zu ziehen, den Mond zu verehren oder verfallene Häuser zu renovieren. Wie können weitere dieser in außerordentlich verschiedenen Formen, von der Subsistenzgemeinschaft bis hin zum Genossenschaftsförderungsverein etabliert berufstätigen Personen so auf einen Nenner gebracht werden, daß ein einigermaßen zusammenhängendes Netz entsteht, wo auch die je spezifischen Interessen gewahrt bleiben? Welche neuen Formen der Mitbestimmung Konsumierender könnten hierbei entstehen?

Einige Entwicklungen – etwa die ca. 700.000 deutschen Fördernden von Greenpeace – stimmen ja durchaus hoffnungsvoll: Wie kann auf lange Sicht jenes Auseinanderlaufen einer effizienten ökologischen Konzernstruktur und einer Vielzahl mitbestimmungsferner Fördernder, wodurch Greenpeace gekennzeichnet ist, auf anderen Feldern vermieden werden?

Selbst wenn es durch die nächste utopisierende Generation möglich wäre, Fragen wie die vorliegenden theoretisch und praktisch zu beantworten, bliebe die weltweite Hegemonie der multinationalen Konzerne bestehen. Auch wenn sich Wissenschaftler, wie Jan Tinbergen in seinem Bericht an den Club of Rome, große Mühe gegeben haben: Welche Konzepte gäbe es, die nicht bloß darauf hinausliefen, dem Krokodil die Zähne zu putzen? Welche Rolle könnten »Ethik-Fonds« bei der Umstrukturierung der multinationalen Konzerne spielen, und wie müßten erstere für diese Aufgabe zusammengesetzt sein? Gäbe es Formen der Entflechtung und Dezentralisierung, die vom »Standard-Oil-Effekt« frei wären?<sup>62</sup>

Wäre es sinnvoll, Konzerne kurzfristig zu verstaatlichen, mit der einzigen Auflage, deren Aktien ohne viel staatliche Zwischenlagerung streuend umzuverteilen, etwa an Mitarbeitende, Gebietskörperschaften verarmter Regionen, Umweltverbände, Selbstorganisationen Erwerbsloser, geschädigte und/oder verelendete Länder der Dritten Welt? Und:

Sollte es irgendwann zum nächsten weltweiten Bankenkrach kommen – wer hebt die Scherben auf? Wie wären die Vermittlungsinstanzen zwischen den weitblickenden genossenschaftlichen Experten und Expertinnen einerseits, jenen Spitzenmanagern, die kaum noch von Konzerneigentümern zu unterscheiden sind, andererseits? Muß das Erbrecht an nennenswertem Produktivvermögen eine heilige Kuh bleiben? Muß es eine Art Naturgesetz bleiben, daß eine demokratisch in keiner Weise legitimierte gesellschaftliche Macht großer Wirtschaftstreibender, seien es Privateigentümer, Managern oder Nomenklaturisten, automatisch festgeschrieben wird?

Die Erwähnung der demokratischen Legitimation führt, wie sollte es anders sein, zur Sphäre des Staates. Um wiederum bei den »eigenen Kräften« zu beginnen: Daß die politische Partei als Form der umfassenden, stufenweisen und/oder grundsätzlichen Veränderungen historisch nicht mehr authentisch (wenn auch gesetzlich fest einbetoniert) sein dürfte, scheint eine Erkenntnis zu sein, die über die diversen subkulturellen Oppositionen weit hinausgehen dürfte – nicht zufällig ist von der »Politikverdrossenheit« die Rede, nicht zufällig geht in den USA, die sich durch ein besonders minderheitenfeindliches Wahlrecht kennzeichnen, schon die Hälfte der Bevölkerung nicht mehr zur Wahl. Aber was soll nach den Parteien kommen? Welche Struktur, welches Netz, wäre historisch authentisch genug, um die Tagträume, Wünsche, Bedürfnisse, Interessen von etlichen Dutzend unterschiedlichster abhängiger Klassenströmungen so zu verknüpfen, daß diese zu ihrer politischen Umsetzung drängen könnten? Ist die Rotation politischer Ämter tatsächlich schon gegessen, oder war nur zu wenig konkret (zu schematisch, zu kurzfristig...) phantasiert worden? Sollte aber auf den Ebenen der Ministerien und der Abgeordneten rotiert werden, wie sähe es dann mit jener Ebene der Ministerialbeamten aus, welche automatisch im Amt bleiben und jetzt schon stolz darauf sind, oft ein Dutzend Minister oder Ministerinnen zu »überleben«?<sup>63</sup> In welchen Sphären wäre die Einführung von Räten, in welchen die umgehende Einführung von Volksanwälten (Ombudsfrauen) sinnvoll? Wel-

che Rolle sollen Konzepte von Gewaltenvereinheitlichung, die in historischen Utopien bis hin zum Marxismus ja eine sehr große Rolle gespielt hat, oder von noch weitergehenden Gewaltenteilungen spielen? Und, selbstredend, wie könnten auf allen Ebenen staatlichen Handelns Momente direkter Demokratie (Urabstimmungen, Volksbegehren etc.) verstärkt eingeführt werden? Auch, da alle mir bislang bekanntgewordenen Gegenargumente (Todesstrafe, Ausländerfeindlichkeit...) ausnahmslos dieser Sphäre entstammen: Wäre eine Lösung für diesen meines Erachtens anzustrebenden Fall zu finden, daß allgemeine Grund- und Menschenrechte ihrer Entscheidbarkeit durch Volksabstimmungen zu entziehen sind?

Dieser Katalog mag, ich weiß, vielen zu etatistisch (zu staatstragend) klingen. Durchaus ist mir bewußt, daß es nicht zu wenige Utopien gibt, deren Endziel darin bestünde, den Staat abgeschafft oder doch in seinem Stellenwert stark vermindert wissen zu wollen: Anarchisten wollen dies kurzfristig, Marxisten langfristig, – »absterben« – manche utopischen Sozialisten, z.B. Herbert George Wells, sehr langfristig. In diesem Falle jedoch vermindern die für künftige utopische Erörterungen zu stellenden Fragen sich keineswegs. Im Gegenteil, da zum einen sämtliche oben gestellten Fragen an die den Staat dann tendenziell ersetzenden »freiwilligen Vereinigungen« (Kropotkin) übergehen, zum anderen noch einige Fragen hinzutreten, erhöht die Komplexität sich noch beträchtlich. Was mich im übrigen nicht stört, da ich weder dem Luhmannschen Glaubensbekenntnis von der »Reduktion der Komplexität« anhänge, noch in Jürgen Habermas' bekannter Rede von der »neuen Unübersichtlichkeit« etwas anderes zu sehen vermag als eine Aufforderung an die Wissenschaft, ähnlich in der »Unübersichtlichkeit« die Möglichkeit einer nicht unbedingt eingreifenden Übersicht wiederherstellen, wie dies die Enzyklopädisten im 18. Jahrhundert zur Zeit der Aufklärung versuchten. Nicht zufällig zählen einige der zeitgenössischen Utopien, z.B. P.M. s »bolo'bolo« oder »Olten«, wie wir gesehen haben, zum komplexesten, was wir uns vorstellen können. Eine Auswahl dieser »nicht-etatistischen« Fragen wäre: Wie sollen diese

freiwilligen Vereinigungen zustande kommen? Welche optimalen Größenverhältnisse wären, auf welcher Ebene – von lokal bis weltweit –, anzustreben? Wer wählt welche freiwilligen Vereinigungen aus, die welche Funktionen ausüben sollten? Wie demokratisch können, sollen, müssen die Strukturen dieser freiwilligen Vereinigungen sein? Zur Erläuterung: Im Ist-Zustand kann es mir vergleichsweise gleichgültig sein, wie demokratisch intern Greenpeace oder auch die katholische Kirche verfaßt sind – niemand zwingt mich, Verbänden wie den genannten beizutreten. Völlig anders wäre es, bildete Greenpeace ein Moment dessen, das den Umweltministerien nachfolgte, oder die katholische Kirche hinsichtlich des Familien- oder Sozialbereichs – wie ja überhaupt, ironischerweise, die Bundesvereinigung der sechs Spitzenverbände im Sozialressort eine Vorform Kropotkinschen Anarchismus zu bilden scheint. Wie werden sie instandegesetzt, soziale Sicherheit wenigstens in einem vergleichbaren Maße zu gewährleisten, wie dies jene Staaten, die als Sozialstaaten sich verstehen, gelegentlich immer noch einigermaßen zustande bringen? Welche Übergänge von den diversen Ministerialabteilungen, Magistratsabteilungen, ausgelagerten Verwaltungseinheiten mit eigenständiger Rechtsform zu einem Ensemble freiwilliger Vereinigungen wären denkbar? Die Probleme und Rechtsunsicherheiten, die derzeit in den ehemals realsozialistischen Ländern auch nur beim Übergang zu einer kapitalorientierten »Privatisierung« wahrnehmbar sind, veranschaulichen trefflich jenes Bündel von Problemen, mit welchen es ein utopischer Übergang vom Staat zu freiwilligen Vereinigungen zu tun bekäme. Wie könnte das Gewaltmonopol in einer Weise dezentralisiert werden, daß weder ein Automatismus naturwüchsig pazifistischer Menschen, noch ein Automatismus von Bürgerwehren, Banden, Warlords-Clan-Armeen (oder auch von, wenn auch nur gelegentlich durchgeführten, blutrünstigen Ritualen, wie bei P.M. oder Callenbach) die notwendige Folge wäre? Wie vorher schon im Libanon, bieten auch für die Legitimität dieser Fragen die jugoslawischen, georgischen, armenischen, aserbaidchanischen Entwicklungen unangenehm deutliches Anschauungsmaterial. Und

schließlich: Wer verträte, auf welche Weise, die Interessen jener, die, aus welchen Gründen auch immer, sich nicht entschließen könnten, einer oder mehreren dieser freiwilligen Vereinigungen beizutreten?

Daß ich Fragen dieser Art beharrlich zu stellen geneigt bin, ist mit Sicherheit auch eine Auswirkung der historischen Entwicklungen vor allem seit 1989. Dem Realsozialismus war ich nie mit Sympathien gegenüberstehend, und doch bin ich entsetzt über jene Atavismen, Egoismen, Nationalismen, Militarismen, Rassismen, die in den vergangenen Jahren freie Fahrt erhalten haben.<sup>64</sup> Wenn ich etwas in diesen Jahren dazugelernt habe, dann das, daß nicht nur jedes gewaltförmige Vorgehen seine Subjekte verroht, normativ verheerend (im Doppelsinn des Wortes) und letztendlich auch meist strategisch kontraproduktiv ist – und daß, wo es dennoch notwendig ist (etwa in der alliierten Intervention gegen den Nationalsozialismus 1941–45), eher ein Anlaß zur Trauer als zur Feier. Das wußte ich auch schon vorher. Auch dies, daß die Falle gewaltförmigen Vorgehens darin besteht, eine Haßspirale auf Jahrhunderte hin in Gang zu halten und den Haßzusammenhang immer weiter auszubauen. Die Schlacht auf dem Amselfeld war immerhin, um nur ein Beispiel zu nennen, vor 600 Jahren. Solcherart bestünde eine der Aufgaben von Utopien darin, Haßspiralen, wo irgend möglich, zu unterbrechen, zu deeskalieren – oder, als Minimalprogramm, wenigstens nicht neue aufkommen zu lassen. Deshalb werden in den nächsten Jahrhunderten Utopien behutsam zu sein haben, zäh wie präzise – wo immer ausgegrenzt, unterdrückt, zerschlagen, gesäubert werden sollte, und sei es auch im Namen noch so humanistischer Ideen, wird langfristig wenig mehr erreicht werden können als eine neue Verstärkung des Haßzusammenhanges.

Leider gibt es noch viel zu wenige Utopien gegen die Haßspirale. Unversehens geraten wir in die Gebiete des Weltmarkts, der Migration, der Ausländerfeindlichkeit, des Nationalismus. Versetzen wir uns, und sei es der Übung halber, in das Jahr 2.500 (unterstellen wir hierfür, unwahrscheinlich genug, daß die Menschheit zwischenzeitlich weder durch die Totalität ökologischer Krisen, noch durch Biotechnik, noch

durch eine Vielzahl von Kriegen ausgerottet worden ist). Nach den Erfahrungen der vergangenen Jahre und Jahrzehnte können wir folgendes überraschungsfrei feststellen: Den Israelis wird zu Deutschland Auschwitz einfallen (als Metapher für die Shoah), den Palästinensern zu Israel Deir Yassin, Schabra und Schatila. Die Xhosa werden für falsch halten, was die Zulu für richtig halten, und umgekehrt. Die Serben werden, sehr langfristig, »1.500 Jahre Schlacht auf dem Amselfeld« vorbereiten, dafür werden die Österreicher das Lied »Prinz Eugenius, der edle Ritter/wollt dem Kaiser wiederum kriegen/ Stadt und Festung Belgrad« nach wie vor in Ehren halten. Die Bosniaken werden an Gorazde (um wiederum nur eine Metapher zu nennen) denken, die Deutschen an Königsberg, die Polen an Wilna. Die Native Americans werden an ihre Ausrottung durch die USA und durch Spanien sich erinnern, die Armenier an jene durch die Türkei, die Kurden an jene durch Türkei, Iran und Irak. Zum anderen können wir annehmen, daß die Prozesse zwar ein Jahrtausend oder länger, aber doch nicht ewig dauern. So ist von der Schlächtereier der Sachsen durch Karl »den Großen« um 800 außerhalb von Historikerkreisen nur noch verhältnismäßig selten die Rede; vergleichbares gilt für Melos oder auch für Troja. Dies erscheint mir vorweg erforderlich festzuhalten, vor allem, da diese Liste schier ins Unendliche verlängert werden könnte: die afrikanischen Ethnien, die russischen Völker, Tamilen und Singhalesen, Tibeter und Chinesen.<sup>65</sup>

Dies scheint mir – wie nach Ernst Bloch schon der individuelle Tod jeder/s Einzelnen von uns – der antiutopische Fakt par excellence zu sein. Jede/r, der/die in seiner/ihrer Utopie den Gartenzaun der ideellen Vollgenossenschaft verlassen möchte, um doch »nur« die uneingelöste Utopie Immanuel Kants von ewigem Frieden zu realisieren, muß an der Überwindung dieses antiutopischen Faktums ansetzen, bei Strafe eines jahrhundertlangen Sich-Weiterwälzens von Mord und Mißhandlung, von Vertreibung und Vergewaltigung. Und dies wohl wissend: daß einige der umfassendsten ideologischen Systeme, die dies bereits beansprucht hatten, das Christentum, der Liberalismus, der Leninismus, der Islam

bereits daran gescheitert sind. Mögen im Zentrum der normativen Vorstellungen bislang noch so sehr Nächstenliebe, internationale Solidarität, multinationale Weltwirtschaft, »Islam heißt Frieden« gestanden haben: Die Realität hieß im günstigen Falle weltumspannende Gleichgültigkeit, in den ungünstigeren Fällen Massenmord und Vertreibung. Dies berührt, wie gesagt, die Sphäre des Weltmarkts. Anders gesagt: Jene internationale Solidarität, die fraglos auch in den Führungsetagen der multinationalen Konzerne vorhanden ist, ist mit Notwendigkeit immer eine internationale Solidarität weniger, und das zu Lasten der Vielen. Das utopische Potential in dieser Sphäre ist ohne Zweifel vorhanden. Daß es, allem Anschein zuwider, in bescheidener Form vorhanden ist, dafür zeugen viele neuere Sachverhalte, die gleichwohl unverbunden nebeneinander im Raum stehen. Zu erwähnen wären hier etwa: die internationalen nicht-staatlichen Organisationen;<sup>66</sup> die Ansätze zu horizontaler Vernetzung weltweit unterdrückter Ethnien;<sup>67</sup> die »Mischen«; die vielfältig verzweigten Hilfsaktionen; in manchen – aber auch nur machen! – Fällen sogar bleibende Kontakte und Solidaritäten, die durch den Tourismus entstanden waren. Doch bleibt all dies so seltsam unverbunden, daß es letztlich, in seinen praktischen Wirkungen, ähnlich folgenlos bleibt wie die multinationalen »Solidaritäten« der Führungsetagen.

Beginnen wir abermals im Kleinen: Im blutigen Konflikt des ehemaligen Jugoslawien habe ich von Slowenen, Kroaten, Serben, Bosniaken, Montenegriern und Makedoniern gehört, von Ungarn, Albanern, Roma und, ausnahmsweise, sogar von Juden. Das Land hat es, von gleichfalls außerordentlich mörderischen 5 Jahren abgesehen, immerhin 70 Jahre lang gegeben. Mich wundert es, daß in den 70 Jahren keine Minderheit übergreifender »Jugoslawen« entstanden ist, bzw. diese sich nicht in den Diskurs merkbar eingeschaltet hat. Dieser Prozeß ist bekanntlich vorerst, und wohl bis weit ins 3. Jahrtausend, irreversibel, gleich, welche der Strategien eingeschlagen wird: Ob es bei der »ethnischen Säuberung« der Bosniaken bleibt – oder ob im Gegenzug eine »ethnische Säuberung« der Serben einträte, der Haß wird

bleiben. Auch hier folgt die Warnung der Utopie auf dem Fuße. Jede Verallgemeinerung des Besonderen würde anstatt in der Utopie wiederum im Terror münden. Dem nationalsozialistischen Terror der ethnischen Reinheit entspräche der Terror einer ethnischen Zwangsvermischung, wie sie in der chinesischen Utopie K'ang-Yu-Weis vorgesehen und in den berüchtigten Zwangsverheiratungen des Scheichs Karume in Sansibar Realpolitik geworden war. Was nicht als freiwillige Vereinigung entsteht und bleibt, hat den Anspruch einer Utopie, die den Namen verdient, verwirkt, noch ehe diese geschichtsmächtig geworden ist.

Gehen wir einen Schritt weiter. Könnte beispielsweise eine Realutopie darauf fußen, daß aus Personen, Familien, Singles, Gruppen unterschiedlicher Länder grenzüberschreitende »Clans« entstünden, wofür eine Menge von ideellen Normen zugrundelägen, unterstützt von Momenten gegenseitiger Hilfe im Bedarfsfalle? Hier könnten die Esperantisten als eine Art Keimform gelten, mit dem Vorbehalt ihrer leider rein patriarchalen und etablierten Repräsentation auch die Rotary-Clubs. Wobei ich, um Mißverständnisse auszuschließen, betone, daß ich mir weder von synthetischen Sprachen ein wesentliches Mehr an Völkerverständnis erwarte, noch instande bin, in einem eurozentristischen Konstrukt aus weithin romanischen, germanischen und slawischen Wortstämmen auch nur die Kümmerform einer »Weltsprache« sehen zu können. Aber, wie gesagt, es muß sich ja nicht um »meine« Normen handeln. Zum anderen werden die Christen behaupten, dies täten sie längst. Mitnichten, werde ich antworten, solange Römische Kurie und Genfer Weltbund der Kirchen im Regelfalle auf einem bornierten territorialen Gemeindeprinzip basieren, dessen Internationalismus nur einen Überbau führender Funktionäre darzustellen pflegt.

Vergleichbares gälte für eine lockere Vernetzung der millionenfachen mehr oder weniger isolierten notwendigen Hilfsmaßnahmen. Vielleicht wäre es – realutopisch – möglich, die vielfältig bereits bestehenden Modelle von Patenschaften auszubauen, miteinander in Zusammenhänge zu bringen, zu vervielfältigen, vor allem einen Rückkopplungsmechanismus



einzubauen: Gruppen, die durch Patenschaften einigermaßen saniert worden sind, übernehmen ihrerseits wieder Patenschaften. Mag sein, und hier gehe ich noch einen Schritt weiter, daß eine solche Realutopie sogar einen Beitrag zur aktuellen, ausgesprochen repressiv geführten Diskussion zu Ausländerfeindlichkeit und »Festung Europa« führen könnte, was selbstredend die Diskussion über das (nach wie vor notwendige!) Asyl, mit der erstere unzulässigerweise immer wieder in einen Topf geworfen wird, nicht im geringsten beeinträchtigen dürfte. Sie bestünde darin, die Beweislast einfach umzukehren. Die Arbeitsemigrantinnen und Arbeitsemigranten, die neu eingereist sind, wären erst dann in ein Land ihrer Wahl zu entlassen, wenn für jeden Einzelfall mit internationalisierter Hilfe die geeigneten Patenschaftsverhältnisse hergestellt worden wären. Utopie, ich weiß – aber hier sprechen wir ja über Utopien. Gehen wir den nächsten Schritt weiter. Weltweit gibt es eine große Zahl von Genossenschaften und genossenschaftsähnlichen Einrichtungen, auch von zum Teil passablen gemeinwirtschaftlichen Unternehmungen. Allein in Deutschland sind es mehrere tausend, in Österreich mehrere hundert. Abgesehen davon, daß die Bedeutung von Genossenschaften weltweit sehr unterschiedlich ist: von den europäischen Selbstverwaltungsbestrebungen über die osteuropäischen Restverwaltungen bis hin zum Bemühen, zu überleben, und das weltweit. Auch eine Reihe von Analysen wären erforderlich, beispielsweise denke ich an jene zum Niedergang der sozialdemokratischen Gemeinwirtschaft in Zentraleuropa und zum Scheitern der jugoslawischen Arbeiterselbstverwaltung. Es müssen ja nicht sämtliche strukturellen Fehler endlos wiederholt werden. Es könnte sich eine Fülle von Utopien auf verstärkte Kooperation dieser genossenschaftlichen oder genossenschaftsähnlichen Einheiten beziehen. Wie könnte es, beispielsweise, aussehen, wenn es europaweit Service- und Distributionsstellen für Mondragon-Kühlschränke (für Österreich: Eiskästen) gäbe? Wenn die alternative Speiseeis-Aktiengesellschaft aus Vermont in Europa Geschwistergenossenschaften hätte, welche ihrerseits wiederum mit Naturata, dem Dritte Welt Handel etc. vernetzt

wären? Welche Spielräume für alternative Joint Ventures mit Genossenschaften in Osteuropa und in der Dritten Welt gibt es? Könnte es geben?

Schließlich gipfelten die aus der Ebene des Weltmarkts resultierenden Utopien in Vorstellungen, wie, und dies so gewaltfrei wie irgend möglich, einmal in fernen Tagen der Umbau der multinationalen Konzerne stattfinden könnte. Und hierzu gibt es noch kaum weitertreibende Phantasien. Nicht zu reden von der weltweiten Problematik, wo wir zwar zwischenzeitlich über jede Menge kritischer Analysen und Modelle verfügen<sup>68</sup>, indes kaum über Lösungsvorschläge, die über ergebnislose Konferenzen vom Typ Rio oder, zum anderen, über die Rede vom »lokal handeln« hinausgingen. Schließlich werden unweigerlich neue Herrschaftsstrukturen vom Typus der UNO- oder EG-Bürokratie entstehen, gelingt es nicht, eine realisierbare Utopie transnationaler Willensbildung zu erstellen – und sei es auch mit elektronischer Hilfe, etwa durch entsprechend zusammenschaltete Mailboxen. Sollte ich einiges vergessen haben (was mit Sicherheit der Fall sein wird), bitte ich um Nachsicht: Dies veranschaulicht nur, wie vielfältig die anstehenden Probleme sind und sein werden, so daß dies auf 20 Seiten nicht einmal als Aufzählung darzustellen ist.

## Schlußbemerkungen

GERADE, WÄHREND ICH diese abschließenden Seiten zu Papier bringe, erhalte ich den Brief eines erfahrenen Zukunftswerkstättenmoderators, in welchem dieser von rumänischen Teilnehmenden einer Werkstatt berichtet, bei welchen die geäußerten Utopien über »Marktwirtschaft« und »parlamentarische Demokratie« nicht hinausgegangen seien. Dies ist zwar empirisch durchaus plausibel – und in einem gewissen Ausmaße, als bestimmte Negation des bis vor kurzem Herrschenden, auch verständlich –, ändert indes meine Argumentation nicht erheblich: In einem gegebenen gesellschaftlichen Kontext findet ein Rückgriff auf Utopien statt, deren eine mit spätestens 1688 (Anfänge des englischen Parlamentarismus), deren andere mit ca. 1775 (Adam Smith Begründung der Marktwirtschaft als »moralisch-ökonomische« Form des Wirtschaftens) zu datieren ist. Auch liegt das Problem nicht in »Marktwirtschaft« und »parlamentarischer Demokratie« als Utopie, sondern in den Entwicklungen der Praxis, die zwischenzeitlich feststellbar waren. Auf lange Sicht neigt die »Marktwirtschaft« zu einem verheerenden Wechselspiel von ökonomischer Machtkonzentration und Verelendung/Naturzerstörung, das europäische Modell der »parlamentarischen Demokratie« zu einem Übergewicht der Exekutive über die Legislative. Nicht zufällig sind der Marktwirtschaft die »soziale Marktwirtschaft« und die »ökosoziale Marktwirtschaft« gefolgt und zwar durchaus aus eher konservativen Kreisen – und die in dieser Konse-

quenz liegende »alternativpazificofeminaökosoziale Marktwirtschaft« hätte nur noch bedingt etwas mit Adam Smith zu tun.<sup>69</sup>

Idealtypisch sind die Ängste vor der Utopie an den Schriften jener konservativen Theoretiker abzulesen, die ihre Abschaffung so vehement zu verweigern pflegen<sup>70</sup>: Ernst Nolte anerkennt eine Utopie als politische schon einmal nur dann, wenn sie mit Gewalt durchgesetzt werden soll. Am ehesten erwägt er die Möglichkeiten – wenn auch ohne prognostizierbare Chancen – einer Ökodiktatur, eines Feminismus zur Beseitigung des männlichen Geschlechts und einer Ausrottung der »weißen Rasse« durch die Dritte Welt. Joachim Fest beschränkt Utopie auf Nationalsozialismus und Realsozialismus, und bei letzterem auf Determinismus, »Allmachtsphantasien, Geschichtsmystik und Menschheitspathos«. Er muß zugestehen, daß »die utopische Sehnsucht ... deshalb nicht verstummt« ist – und noch zunehmen wird –, verkürzt aber umgehend wiederum Utopie auf Lösung des »Erdendurcheinanders« aus seiner »Undurchschaubarkeit«, auf »schlagende Lösungen«. Daß »der Mensch in Zukunft ohne das große Tamtam der Utopien leben muß«, obwohl eine Seite vorher deren Anwachsen als plausibel unterstellt wurde, verheißt nichts Gutes: Schließlich haben zu den Ungeheuern, die Goyas träumende Vernunft geboren hat, auch schon die Gemetzel an den Pariser Communarden 1871 gehört – jener Massenmord, der, als Reaktion, zur ideellen Geburtsstunde des Horrors der Kaderpartei wurde. Ergänzt wird die Märchenstunde vom Ende der Utopie durch die Kalauer, »daß seit Generationen kein Entwurf für eine ideale Ordnung mehr entstanden ist«<sup>71</sup>, daß es keine liberalen Utopien gäbe und daß der Zukunftsschock«, dem wir auch ein gutes Dutzend Utopien verdanken, zum Sterben des utopischen Gedankens beigetragen hätte. Schließlich mündet Joachim Fest in die platteste technokratische Utopie ein, die historisch zu haben ist: Eine »Praxis ... die, ... mehr Handwerk und Ingenieurwesen (ist) als metapolitische Fürsorge«.<sup>72</sup>

Um ein liebgewordenes Vorurteil noch einmal in Frage zu stellen: Es gibt keinerlei Automatismus zwischen der utopi-

schen Intention einerseits und einem Weg zu einer sozialistischen Gesellschaftsordnung andererseits. Es hat feudale Utopien gegeben, insbesondere unter den sozialrebellischen Bauern der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung: die Wiederkehr des »guten Königs«, sei dies nun Friedrich Barbarossa aus dem Kyffhäuser oder König Johannes aus dem Goldland in Afrika; die Wiederherstellung des »alten Rechts«, das den Bauern mehr Rechte gegeben hatte als ihnen die aufkommenden Landesfürsten lassen wollten. Es hat liberale Utopien gegeben, und gibt sie immer noch: Die weltweite Gültigkeit der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte stünde immer noch an deren Spitze – oft eingefordert, gelegentlich auf Zeit durchgesetzt, von jedem amnesty international-Bericht indes Lügen gestraft. Auch Kants »ewiger Friede«, wie auch sein »Ausgang des Menschengeschlechts aus selbstverschuldeter Unmündigkeit«, zählen zu den uneingelösten Utopien der Aufklärung – für deren Einlösung noch viel Kraft und Geduld erforderlich sein wird. Es gibt auch nach wie vor kapitalistische Utopien, deren bislang weitreichendste und einflußreichste jene von den harmonischen, menscheitsbeglückenden Wirkungen der Marktwirtschaft ist, jene »unsichtbare Hand« (Adam Smith), die automatisch, im Sinne einer Gleichgewichtsapparatur, alles zum besten wendet. Es gibt Utopien der Dritten Welt, exemplarisch sei das argentinische Bariloche-Modell von Herrera, Skolnik, Mallmann und anderen erwähnt, die naheliegenderweise die weltweite Versorgung zur Befriedigung der Grundbedürfnisse anstreben – in denen es indes von Atomkraftwerken nur so wimmelt. Schließlich hat es auch faschistische Utopien gegeben – und es ist sehr zu befürchten, daß es sie, etwa im Umkreis der französischen Gruppe GRECE, nach wie vor gibt. Nicht nur denke ich an die Utopien Hitlers, Rosenbergs, auch Mussolinis, sondern auch an politisch weit weniger geschichtsmächtige, wie das »Atlantropa«-Projekt des Hermann Sörgel, in welchem, wie gesagt, erstrebt wurde, durch Riesendämme bei der Straße von Gibraltar das Mittelmeer zwecks Landgewinnung und Brücke nach Afrika einfach auszutrocknen. Aus dem eingangs Gesagten heraus ist es je-

doch verständlich, daß Utopien der vergangenen beiden Jahrhunderte dennoch so sehr mit irgend einer Form des Sozialismus verbunden waren und sind. Immer wieder ergänzt durch den Faschismus, 70 Jahre lang auch durch den Realsozialismus, hat in dieser Zeit der Kapitalismus idealtypisch für jenes schlechte Bestehende gestanden, das zu negieren unter anderem die Utopie angetreten ist. Dies ist auch letztlich der Hintergrund, warum das Ansehen der Utopie bei den Verteidigenden des Status quo, des bestehenden Zustands, ein so geringer ist. Schwieriger wird es beim zweiten Moment der Utopie, jenem des »überschießenden Bewußtseins« – hier gibt es bekanntlich große, bis zur kaum möglichen Überbrückbarkeit gewaltige Differenzen. Einfach ist es noch, die oben schon erörterte Unterscheidung zwischen neueren zentralistischen und dezentralistischen Utopien hier zu verorten: Solange insbesondere der Konkurrenzkapitalismus wahrnehmbar ist, beziehen sich die Wünsche, Tagträume, Neigungen vorrangig darauf, dessen tote Kosten, dessen Tendenzen zur Vergeudung von Ressourcen, durch, modern gesprochen, den Synergieeffekt zentraler Planung staatlichen Eigentums zu überwinden. Diese Utopien haben in der Realpolitik des Realsozialismus, wie auch lange Zeit hindurch im Mainstream der Sozialdemokratie, Spuren hinterlassen. Sobald der Kapitalismus insbesondere in der Gestalt seiner Konzerne, auch in Querverbindungen zum Staat (z.B. bei Rüstungsaufträgen) wahrgenommen wird, werden die Utopien dezentralistisch. Und auch hier sind dann noch die utopischen Intentionen ausgesprochen antwortvielfältig: Die anthroposophische Utopie etwa, idealtypisch in Rudolf Steiners Schrift von der »Dreigliederung des sozialen Organismus« festgehalten, verbindet das Wirtschaftsleben von Assoziationen (in etwa hier: umverteilungsbereiten Genossenschaften) mit dem Rechtsleben des Parlaments und einem den Anspruch nach ausgesprochen antwortvielfältigen Kulturleben. Die anarchistische Utopie gipfelt in der Abschaffung des Staates, begleitet vom Ersatz der Funktion desselben durch eine Vielzahl und Vielfalt freiwilliger Vereinigungen (Peter Kropotkin). Varianten dieser (Roel van Duyn) verbinden dies mit

den Möglichkeiten elektronisch verfaßter Dezentralisierung. Der Genossenschaftssozialismus gründet seine Vorstellungen in der umspannenden Tätigkeit von Genossenschaften, der Gemeindesozialismus in jener von lokalen Kommunen. Die freiwirtschaftliche Utopie, verbunden mit den Namen Silvio Gesells und dem Schwundgeld-Experiment der Tiroler Stadt Wörgl um 1930, entwirft subtile Mechanismen zur grundsätzlichen Veränderung des Geldwesens und der Verfügbarkeit über Grund und Boden. Subsistenzorientierte Utopien, exemplarisch ist in diesen Band von den Schriften des Schweizer Autor P.M. die Rede, gehen davon aus, Macht- wie Planwirtschaft zugunsten eines umfassenden Konzepts von Selbstversorgung zurückzudrängen.<sup>73</sup> Unabhängige Sozialisten und »Neue Linke« erstreben, an Stelle der Hegemonie des Kapitals, eine Verkehrung des Stellenwerts der vorerst bestehenden Staatsfunktionen: einen Staat, der ökonomisch stark ist, hingegen in Fragen der Verwaltung, der Kultur, des Gewaltmonopols liberal, wenn nicht libertär. Ökologische Utopien, wobei »ökoliberal« und »ökosozialistische« nicht immer scharf voneinander zu trennen sind, versuchen, auf je verschiedene Weise die Utopien von einer »zu ihrer Vernunft gekommenen« Marktwirtschaft, wie von einer dezentralisierten Marktwirtschaft miteinander zu verbinden. Bekanntlich hat Friedrich Engels gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts (wie er irrtümlich meinte: abschließend) festgestellt, die Entwicklung des Sozialismus hätte ihren Weg von der Utopie zur Wissenschaft genommen. Es ist an der Zeit, Friedrich Engels an der Schwelle zum 3. Jahrtausend unserer Zeitrechnung ironisch zu variieren: Sollte es noch überhaupt je einen wissenschaftlichen Sozialismus geben können, wird es ein durch die Wissenschaft hindurchgegangener utopischer Sozialismus sein müssen. Mit anderen Worten: einer, der beide Teile des Worte von Ernst Bloch: »gelehrte Hoffnung« (»docta spes«) ernst nimmt. Einer, der sowohl beständig die gesellschaftliche Wirklichkeit weltweit daraufhin untersucht, wo und wie (und zwar, wenn irgend möglich, auf gewaltfreie Weise) Chancen bestehen, zu neuen Formen solidarischer Vergesellschaftungen zu gelangen. Einer, der

gleichzeitig die Tagträume, die Wünsche, die Bedürfnisse, die Interessen der Leute, und dies in ihrer mindestens klassenströmungsbedingten Verschiedenartigkeit (zu welcher bekanntlich ohne weiteres geschlechtsspezifische, historisch-traditionelle, ethnische, religiöse Verschiedenartigkeiten zu treten pflegen), einbezieht: das heißt, sie weder jeweils fremdgesetzten allgemeinen Normen unterwirft, noch auf den Sankt-Nimmerleinstag verschiebt. Einer, der endlich die jahrtausendealte, nur immer hin- und herverschobene Kluft zwischen Armutsbevölkerung und Reichumsbevölkerung einebnet – ein Unterfangen, welches bekanntlich bislang weder christlicher Soziallehre, noch sozialer Marktwirtschaft, noch Realsozialismus gelungen ist (um hier nur jene sozialphilosophisch untermauerten Machtsysteme zu nennen, die überhaupt irgendwann mit diesem Anspruch angetreten waren). Einer, der zwar bewußt an jenes Menschheitserbe anknüpft, demgemäß unsere Vorfahren die all längste Zeit ihrer Existenz in Stämmen, Clans, Gilden, Gemeinschaften (oder wie auch immer) lebten; der allerdings, und dies ebenso bewußt, so bedeutsame Spielräume zur engagierten Eigentätigkeit offenläßt, daß es erst gar nicht dazu kommen kann, unter der Hand Utopien der völligen Losgelöstheit, der Egozentrik auf Kosten anderer, des individuellen wie des Gruppenegoismus entwickeln zu müssen. Ein Prozeß, der, mit verheerenden Folgen, im Herrschaftsreich des Realsozialismus fraglos eingetreten war.

Richard Saage schreibt in dem von ihm 1992 herausgegebenen Sammelband »Hat die politische Utopie eine Zukunft?«: »Kein Zweifel: Das Ende des autoritär-etatistischen Modells der klassischen Utopietradition ist unwiderstehlich. Selbst wenn es zur Errichtung von Diktaturen kommen sollte, die erneut in den Schatten von Campanellas »Sonnenstaat« eintauchen, so ist doch gewiß, daß es ihnen nicht mehr gelingen wird, was das utopische Denken stets auch auszeichnete: so etwas mit Hoffnung zu vermitteln. Andererseits ist, so meine These, mit dem Zusammenbruch des realen Staatssozialismus in Europa nicht das utopische Denken als ganzes diskreditiert, weil der Problemdruck, der seit Morus in der Neuzeit Utopien hervorbrachte, weiter

besteht. Ich meine nämlich, daß es falsch ist, Utopien immer nur mit idealen Gemeinwesen oder zukünftigen Schreckensszenarien gleichzusetzen und sie ausschließlich unter diesem Aspekt zu sehen. Ebenso wichtig wie der utopische Entwurf selbst scheint mir der soziopolitische Anlaß zu sein, der sie ausgelöst hat. Zwar konstruktiv in dem Sinne, daß sie mit Hilfe der säkularisierten Vernunft Gegenwelten entwerfen, sind politische Utopien immer auch Phänomene des Reagierens: Sie antworten nämlich seit Morus auf erkennbare Fehlentwicklungen und Krisen des gesellschaftlichen und heute sogar globalen Kontextes, innerhalb dessen sie entstanden sind«.

Als konkrete Momente derselben benennt Saage folgende Entwicklungen: »Der neuere Utopiediskurs nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt entscheidende Impulse von der zunehmenden Zerstörung der natürlichen Lebensbedingungen der Menschheit durch die naturwissenschaftlich-technische Entwicklung (sic!), den Industrialismus mit seinem Massenkonsum in den hochentwickelten Ländern des Nordens, der die Verelendung des Südens zumindest billigend in Kauf nimmt, sowie die noch immer bestehende Unterdrückung der Frau«. Als zeitgenössische Erben des utopischen Diskurses erschienen dem Autor die Mitglieder des »Club of Rome«: aufgrund ihrer Prämisse, daß die Welt, wie sie ist, in ihrer bloßen Faktizität nicht fortgeschrieben werden darf; daß eine Vision der Welt, in der wir gerne leben wollen, notwendig ist; daß es Denk- und Phantasiesphären geben muß, die vom Druck der Interessen politischer und gesellschaftlicher Natur entlastet sind.

Oder auch, wiederum, Holland-Cunz: »Die Notwendigkeit, über das schlechte Bestehende weitreichend hinauszudenken, mehr als kleinteilige reformistische Variationen am repressiven männlichen Fortschrittsdenken vorzunehmen, ist unübersehbar. Viele der fiktiven Ereignisse, die in den feministisch-utopischen Texten der siebziger Jahre vielleicht noch als gewagte dystopische Extrapolationen gelten konnten (Unfälle in Kernkraftwerken, steigende Krebsraten, Sperrung ökologisch verseuchter Gebiete, steigende städtische Armut und soziale Verelendung, antifeministische Politik),

sind schon zur Realität geworden, avancierten gar zum Inhalt tagespolitischer geschäftlicher Routine. Eine endgültige Verabschiedung »der Utopie« wäre angesichts der anstehenden globalen Probleme politisch fatal – eine Humanisierung politischer Phantasie und utopischen Denkens ist jedoch absolut erforderlich, kann aber nur als androzentrismus-kritischer selbstreflexiver Prozeß gelingen. Vor einer Verabschiedung der Utopie oder des Subjekts steht logisch und historisch der Abschied von deren patriarchalen Gehalten. Utopisches Denken ist dann nicht überholt, wenn es sich selbst als überholbar zu denken beginnt. Damit aus theologischen Visionen offene Re-Visionen werden können, braucht die utopische Reflexion ihre feministischen Impulse. Mit fortdauernder herrschaftlicher Ignoranz gegen ihre eigene »weibliche« Seite wird die Utopie ihre derzeitige Krise nicht überleben. Und ein solches Ende – dieser Abschied – wäre dann noch nicht einmal bedauerlich« (Holland-Cunz). Es scheint mir auch keineswegs zufällig zu sein, daß das Interesse an der Erörterung von Utopien in den bislang letzten Jahren wieder stärker geworden ist, und authentischer. Unabhängig davon, wie die Abläufe in Osteuropa und in anderen Teilen der Welt, die sich als realsozialistisch verstanden hatten – und die Einschätzungen reichen vom Beginn des Endsiegs des Kapitalismus im kalten Krieg bis (so Ulrich Sonnemann in Januar 1990) zur »ersten deutschen Revolution, die diesen Namen verdient« –, beurteilt werden mögen: Was mit Sicherheit zusammengebrochen sein dürfte, ist die Annahme eines Geschichtsmechanismus, der letztendlich, abgesehen von barbarischen Alternativen, den Sieg einer sozialistischen Gesellschaftsformation in absehbarer Zeit gewährleisten würde. Auch wenn ich annehme, daß von den dies Lesenden ohnehin kaum jemand an diese Art Weihnachtsgeschichte geglaubt haben wird, hat dies Konsequenzen auch für uns. Schon ist ja beobachtbar, daß von der triumphalistischen real existierenden kapitalistischen Hegemonie »Neues Forum« oder »Vereinigte Linke« in der DDR, Dubcek in der CSSR, ja selbst Geremek oder Jaček Kuron in Polen, nicht zu reden von den bundesdeutschen Grünen, behandelt worden sind, als seien sie eine Art realsozialisti-

scher Wurmfortsatz – und nicht die, die mit dem Kampf gegen die realsozialistischen Bonzen überhaupt erst begonnen hatten. Der offensichtliche Zerfall von als ehern angesehenen Institutionen, der sich wie im Zeitraffer vollzieht, läßt die alte Mao-Metapher von den Papiertigern, die halt leider atomare Zähne haben, als noch zu milde erscheinen: Die Lage erinnert eher an ein Regiment von Vampiren, die unverhofft in ein sommerliches Strandbad geraten sind, um dort umgehend in große Staubhügel zu zerfallen. Alles scheint unterschiedslos pulverisiert zu werden, was mit den hegemonialen Interessen nicht im elektronifizierten Gleichschritt marschiert, und der Verwehrtbarkeit der neuen Djangos kostengünstig ausgesetzt werden kann: »Jede/r für sich und der Weltmarkt gegen alle«.

In diesem Zusammenhang gibt es letztlich nur zwei Möglichkeiten. Die eine entspräche dem realexistierenden Verhalten der gesamteuropäischen Bevölkerungsmehrheiten: Noch genauer an den Selbstlauf des Weltmarkts und der diesen dirigierenden Konzerne sich anpassen, durch Bausparverträge und demonstrativen Konsum kompensieren und dem Ganzen einen postmodernen Überbau überzubraten – und wer dabei das Pech hat, die Reihe der weltweiten Armutsbevölkerung zu verstärken, den beißen halt die Hunde. Und die andere kommt an der Wiederauferstehung der Utopie nicht vorbei.

## Anmerkungen:

1. Die Tochter von Mary Woolstonecraft, Mary Shelley, wird zu den ersten dysutopischen Science Fiction-Erzählerinnen gezählt: Ihr »Frankenstein«, entstanden um 1820, wird heute noch verfilmt; ihr »Letzter Mensch« nimmt das katastrophengebundene Aussterben der Menschheit im Jahr 2100 vorweg.
2. Umfaßt 20 Bände, leider immer noch nicht ins Deutsche übersetzt.
3. Auch Weitling ist auf seine Weise ein faszinierender, auch heute noch lesenswerter Autor, dessen Ideen sich allerdings außerordentlich widersprüchlich zur Darstellung bringen: Einerseits beginnt bei ihm die Utopiearbeit aus dem Geiste einer alternativen christlichen Tradition, welcher heute bis zur Theologie der Befreiung oder zu Franz Alts »Bergpredigt« reichen sollte. Andererseits sind auch seine Lösungsvorschläge keineswegs von technokratischen Ideen frei: Experten, wie Ärzte und Techniker, sollen die künftige Gesellschaft leiten.
4. Insbesondere in der Schrift von Friedrich Engels »Die Entwicklung des Sozialismus, von der Utopie zur Wissenschaft«.
5. Nur der Ergänzung halber sei festgestellt, daß der utopische Bezug auf alternative Energieformen keine absolute Innovation August Bebels ist. Bereits um 1830 hat der utopische Sozialist Etzler ausführlich und im Detail über die mögliche künftige Funktion von Sonnen-, Wind- und Gezeitenenergie geschrieben.
6. Dies gilt auch für den Nachfolgeband »Der Weg zu Ökotozia«, der das Zustandekommen jener utopischen Gesellschaft, die in erstgenanntem Roman bereits als Resultat erscheint, zu skizzieren beansprucht.
7. Dies gilt für Herrera/Scolniks argentinisches, wenngleich weltweit intendiertes, Barnilocher-Modell, in dem die Atomenergie fröhliche Urstände feiert; auch noch für das von Skinner inspirierte, jedoch gesamtgesellschaftlich bewußtere »Futurum III« von Ruben Ardila.
8. Ins Deutsche übersetzt: Hierarchische Teams kommen, hierarchische Teams gehen.
9. Vor kurzem forderte auch der anarchistische Theoretiker Murray Boockchin am Ende seines Buches »Ökologie der Freiheit« auf, Fourier zu studieren.
10. Ich ziehe es auch vor, von Klassenströmungen zu sprechen, und nicht, wie es der älteren Tradition entspricht, von Klassenfraktionen.
11. Die Prognose kann immer nur für etwa gegeben werden, das Objekt, Ding, Sache ist, und nicht für subjektives menschliches Verhalten, es sei denn, dieses wäre selbst schon zu einem berechenbaren Ding geworden.
12. Ernst Bloch nennt – im »Prinzip Hoffnung«, Kapitel »Abriss der Sozialutopie« – diese Art der Darstellung »Freiheitsutopien«.
13. Ernst Bloch hat, im selben Zusammenhang, von »Ordnungsutopien« gesprochen.
14. Nicht zufällig spielen Thomas Morus »Utopia«, Campanellas »Sonnenstaat«, Aldous Huxleys »Island«, um nur einige zu nennen, auf Inseln, Ursula Le Guins »Planet der Habenichtse« verlagert die Insel in den Weltraum usw.
15. Daß dies auch bei so sympathischen zeitgenössischen Utopien nicht zur Gänze ausgestanden ist, hat Bernd Leßmann an der Utopie »bolo'bolo« von P.M. nachgewiesen: Eher als Nebenaspekt, gehört hier zur Standardausstattung jedes Individuums eine Kapsel mit tödlich wirkendem Gift, zwecks jederzeitiger Suizidfähigkeit – nicht auszudenken, würde dieser Aspekt in einen Kontext eingefügt, dem Euthanasie als allgemeine Norm nicht fremd ist oder der von Zeit zu Zeit einen Jonestown-bolo schätzt.
16. Ähnliche technokratische Weltstaatsideen finden sich auch beim bekannten Science-Fiction-Autor Isaac Asimov.
17. Etwa in der von H.G. Wells imaginierten, aber nicht selbst erfundenen Netzwerkwissenschaft des »Social Nucleation«.
18. Wie in der »Adams Morgan Organisation« in Washington D.C. oder im »Netzwerk gegenseitigen Lernens« des Inders Sripad Dabholkar.
19. Auf diesem Punkt legt insbesondere Andre Gorz großen Wert, welcher zwischen den »heteronomen Sektor« der Sekundärökonomie herkömmlicher Industrie und dem »autonomen Sektor« der Sekundärökonomie unterscheidet.
20. Dokumentiert ist dies im Band »Bürgerinitiativen entwerfen die Zukunft«.
21. Auf Deutsch: Einem immer weiter auseinanderklaffenden, nicht überbrückbaren Widerspruch.
22. Zu diesem Gegenstand habe ich zwar einmal ein ganzes Buch geschrieben – »Theorie der Subkultur –, da dieses aber von der Mehrzahl der Lesenden vorliegender Schrift wahrscheinlich nicht gelesen worden ist, wiederhole ich hier die Definitionen: Unter »Subkultur« verstehe ich eine Gruppe von Personen, die sich in ihren Normen und Werthaltungen, in ihren Wünschen und Bedürfnissen

- und in ihrer Objektivation (ihren Werkzeugen, Verkehrsformen, Institutionen und anderen »Hervorbringungen«) in einem wesentlichen Ausmaße von jenen der jeweiligen Gesamtgesellschaft unterscheiden. »Teilkulturen« sind demgegenüber Gruppen, die in Teilbereichen zusätzliche Normen etc. aufweisen, im großen und ganzen jedoch die Normen etc. der Gesamtgesellschaften teilen.
23. Die Reise ohne Wiederkehr kennen wir auch aus Bellamys »Rückkehr aus dem Jahre 2000«; Bogdanows »Roter Stern«; die Reise mit schließlichem Ausschluß aus Gillmans' »Herland« und Morris' »Kunde von Nirgendwo; die Reise mit Wiederkehr im letzten Augenblick aus H.G. Wells »Zeitmaschine«.
  24. Bebel's »Die Frau und der Sozialismus«, K'ang Yu-Wei's »Buch von der großen Gemeinschaft«, die Arbeiten Peter Kropotkins, Carl Ballods, Joseph Popper-Lynkens' stellen ausnahmslos solche strukturellen Utopien dar.
  25. Indem ich mich in diesem Buch an Personen im deutschsprachigen Raum wende, werde ich in von »Person« oder »Individuum« schreiben und nicht »ibu«, ebenso »Gruppe« und nicht »bolo« (>bolo'bolo« hieße dann nach P.M.: »Gruppe der Gruppen« oder »Gemeinschaft der Gemeinschaften«) und »Norm« und nicht »nima«. An letzterem Beispiel ließe sich auch aufweisen, daß P.M.'s Behauptung, es handle sich, nach dem Zufallsprinzip gewonnen, um reine Kunstwörter, problematisch ist. Wohl aus dem Unbewußten kommend, hat P.M. für den Inbegriff der Norm ein Kunstwort gewählt, welches vor allem im römischen Bereich eine Fülle von Ähnlichkeiten und Assoziationen des Wortstammes aufweist: »Numa Pompilius« (ein normengebender mythologischer legendärer römischer König), »numinos«, »nomen« = »Name«.
  26. MEMO = Menschen- und milieu-(= umwelt-)gerechte Organisation. Alternativ-ökonomischer Verband in den Niederlanden, in welchem »neue Selbstständige« und Selbstverwaltungsbetriebe vertreten sind.
  27. Weltföderation nach dem Schema einer Lochkarte: eine Zentraleinheit, zehn Einheiten. Präzise mit diesem Schema beginnt die Apokalypse nach der Offenbarung des Johannes.
  28. Sicher ist Jean Amerys Reflexion auf menschliche »Suizidfähigkeit« von Bedeutung, sicher – und bekanntlich habe ich 1987 in dieser Frage, wenn auch weithin stellvertretend, einen schweren Konflikt in der Gesundheitsbewegung zu überstehen gehabt – kann es nicht darum gehen, den versuchten Suizid (auch die Beihilfe zu ihm) einer erneuten Psychiatrisierung (Stichwort »Selbstgefährdung«) oder Kriminalisierung zu unterziehen.
  29. Der ein gleichsam verpflichtendes periodisches allgemeines Aggressionsritual vorsieht und uns Lesende hierbei mit der Pointe erfreut oder verärgert, daß der Protagonist der Handlung hierbei verletzt wird und ins Spital kommt.
  30. Wie z.B. der in den Sechzigerjahren dank der Herausgabe der Zeitschrift »Hotcha!« bekannt gewordene Urban Gwerder.
  31. Die Ironie, daß an der Gesamthochschule Kassel der Mittwoch zumeist Gremientag war und ist, konnte und kann P.M. selbstredend nicht wissen.
  32. In dem von mir gemeinsam mit Christiane Heider und Reinald Weiß herausgegebenen Band »Politik der Seele«, München 1988, S. 209 ff.
  33. B. Holland-Cunz, Utopien des anderen Subjekte, In: R. Saage (Hg), Hat die politische Utopie eine Zukunft? Darmstadt 1992, S. 239
  34. Mit Ausnahme des oben bereits erwähnten Piercy-Bandes sind alle in deutscher Übersetzung bei den Verlagen Knauer, Heyne, Fischer, Medea oder Frauenoffensive erhältlich.
  35. Daran ändert auch nichts, daß im Kontext eines Variantenreichtums, der selbstredend im Laufe der Arbeit einer Vielzahl von kreativen Menschen leicht entsteht, die strategische Phase gerne (zumindest in längeren Zukunftswerkstätten) in zwei eigenständige Phasen unterteilt wird: in eine Phase strategischer Konzeptualisierung und in eine dieser folgenden Phase der Umsetzung. Zur letzteren werden auch gerne zwecks Realitätskontrolle Politiker, ExpertInnen, Verbandsfunktionäre etc. eingeladen (was noch nicht garantiert, daß letztere dann auch kommen). Am weitesten geht diesbezüglich die Zukunftswerkstatt nach dem Verfahren des Neuro-linguistischen Programmierens (NLP). Hier wird die kritische Phase ersatzlos weggelassen, dafür die strategische Phase in obigem Sinne grundsätzlich zweigeteilt. Ich neige dazu, dieses Verfahren für problematisch zu halten (zur Logik der kritischen Phase werde ich mich umgehend äußern) – auch kann diskutiert werden, ob es sich bei der Weglassung einer ganzen Phase noch um eine Zukunftswerkstatt handelt. Um eine utopiengerierende Methode jedenfalls handelt es sich dennoch fraglos.
  36. Was meines Erachtens allerdings dazu geeignet ist, die anschließende Utopienproduktion zu beeinträchtigen.
  37. Hier strukturell ähnlich dem Verhalten der Analysanden bei der psychoanalytischen Kur.
  38. Ergänzend kann angedeutet werden, daß die kleinste Werkstatt, die ich persönlich erlebte (und moderierte), aus fünf Teilnehmenden



- bestand – und die größte (eine von Robert Jungk auf Einladung des Kulturamts der Stadt Wien zur Friedensbewegung moderierte) aus 2–300; daß die kürzeste drei Stunden dauerte, und die längste ein Wochenende (ich spreche hier nur von persönlichen Erfahrungen; auch Zukunftswerkstätten, die länger als eine Woche dauern, kommen vor, sind allerdings nicht die Regel).
39. Allein im (mir manchmal zu technokratischen) Taschenbuch von Kirst/Dieckmeyer zu »Kreativitätstraining« sind über 70 unterschiedliche Methoden zu diesem Gegenstand gesammelt und skizziert. Der bereits erwähnte Rüdiger Lutz hat in einem Aufsatz für die Zeitschrift »analysen und prognosen« (die beim nicht mehr bestehenden Zentrum Berlin für Zukunftsforschung – ZBZ – angesiedelt war) 72 unterschiedliche Methoden der Schaffung von Zukunftsentwürfen angeführt. Auch wenn sich manches wiederholt (selbsterledend ist z.B. das Brainstorming in beiden Publikationen angeführt), läßt sich doch überraschungsfrei aussagen, daß es gut über 100 unterschiedliche Verfahren gibt, von welchen jede Person/jede Gruppe sich diejenigen aussuchen mag, die ihr besonders liegen.
  40. Jede Person in einer Gruppe führt je zehn von ihr erwünschte/machbare Tätigkeiten/»Berufe« im agrarischen, handwerklichen, industriellen, intellektuellen und kulturell-administrativen Bereich auf – anschließend wird festgestellt, wo die Prioritäten der Teilnehmenden sich zu »Serien« vernetzen ließen. Obwohl in der Literatur zuweilen als solche erwähnt, ist dies keine Zukunftswerkstatt!
  41. Eine inhaltliche Kombination aller Elemente einer erstrebten (technischen oder sozialen) Erfindung; gleichsam das Prinzip der Speisekarte – je eine Suppe, Vorspeise – auf alle möglichen Lebensbereiche erweitert. Wird in alternativen Bewegungen, von James Robertson abgesehen, selten angewendet.
  42. Immerhin ist dies mittlerweile als Problem erkannt worden – so in der Veranstaltungsreihe »Weibliche Utopien – Männliche Utopien« in der Kasseler Werkstatt e.V. –, was erneut die Rede von der Nicht-mehr-Authentizität utopischen Denkens als absurd (bzw. als Wunschenken der Anti-Utopisten) erweist.
  43. Alle Zitate hier von Hermann Bullinger.
  44. Etwa Peter Kropotkins »Eroberung des Brotes«, oder, mit Einschränkungen, William Morris' »Kunde von Nirgendwo«.
  45. Er ist nicht genau terminiert – ich erhielt ihn 1992 –, und es gibt seit Jahren eine ganze Serie dieser.
  46. Hier nennt Birgit Berg in einer Fußnote, neben den von uns hier bereits relativ ausführlich erörterten Zukunftswerkstätten, den Kreativitätsforscher Rainer Fabian, die Planung im Kontext der Gemeinwesenarbeit nach Fritz Karas in Köln, das Konsensprinzip und das gewaltfreie Training.
  47. Auf Einladung der AG Ambulante Hilfe der BAG Nichtseßhafte am 22.3.1990 in Bielefeld/Bethel.
  48. Vorliegende Notizen sind ihres fragmentarischen Charakters sich durchaus bewußt – dies könnte kein Band zu Utopien sein, würde es eines abgeschlossenen Charakters zu beanspruchen trachten.
  49. Ich verwende diesen Begriff im Sinne von Klaus Ottomeyer: Er besagt, daß es den Angestellten im Kindererziehungssektor eher darauf ankommt, bezahlt (oder sonstwie versorgt) zu werden als daß es den Kindern gut geht.
  50. Beim Schweizer Autor Geissberger und beim Mitbegründer des Berliner »Netzwerks Selbsthilfe«, Joseph Huber.
  51. Und obwohl ich nicht zu den allerkleinsten der zeitgenössischen »kleinen Leute« gehöre, ist es mir in meinen bislang 54 Lebensjahren kein einziges Mal gelungen, in eine Lebenssituation zu gelangen, in der ich mir meine Nachbarn, und hier gar 80-100 am Stück, aussuchen hätte können.  
Eine WG von 5-8, ja, das immerhin zwei Mal, aber ansonsten war ich so froh, überhaupt Wohnraum gefunden zu haben, daß mir die Nachbarn rundherum eher gleichgültig zu sein pflegten.
  52. Wieder und wieder habe ich darauf hingewiesen, daß die Benutzung von Luft, Wasser, zum Teil selbst Erde als »freie Güter« die Marktpreise in einer Weise verzerrt, daß von »Marktwirtschaft« kaum noch die Rede sein könne – wie dies auch schon William Kapp und einige andere getan haben.
  53. Ich denke an das Konzept der Regierung Vaclav Havels, die tschechischen Staatsbetriebe auf die Bürger und Bürgerinnen dieses Landes in etwa gleichmäßig zu verteilen.
  54. Zumal daran zu erinnern ist, daß die Aktiongesellschaft immerhin bei Friedrich Engels eher dem vergesellschafteten Feld als dem privaten zugeschlagen wird. Auch wäre die Idee strukturell nicht gar so neu: Zu Beginn der Achtzigerjahre ist die Aktiengesellschaft mit festgelegten Namensaktien für Aspekte Alternativer Ökonomie von Burkhard Flieger und Theo Pinkus in Vorschlag gebracht worden.
  55. »Unabgegoldene«, wie Ernst Bloch sagen würde.
  56. Einander scharf entgegengesetzte Zweiteilung.
  57. Allein für Deutschland weisen die »Bunten Seiten« der Zeitschrift »Contraste«, trotz aller Unvollständigkeit, mehrere tausend diesbezüglicher Projekte auf.

58. Im Sommer 1992 ist bei der AG SPAK das Buch von Andrea Gerth und Elmar Sing »Knatsch, Zoff und Keilerei« erschienen, in welchem die Konflikte in alternativen Projekten das Zentrum der Erörterungen bilden, einschließlich ihrer Lösungen, soweit dies mit psychotechnischen oder soziotechnischen Mitteln möglich ist.
59. Wie der Sri Aurobindos, ein Ökodorf (wenn dies auch bislang mit den »kleinen Netzen« den Umstand teilt, viel mehr diskutiert als entstanden worden zu sein).
60. Von Taize bis zum Laurentiuskonvent.
61. Zum Beispiel Longo Mai, Bauhütte/Meiga/ZEGG, Ananda Marga, Friedrichshof – bevor mir die Kindermißbrauchvorwürfe bekanntgeworden waren –, Indianerkommunen.
62. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde aufgrund der damals wohl auch noch angewandten US-amerikanischen Kartellgesetzgebung der Standard-Oil-Konzern entflochten – mit der Wirkung, daß einige der Entflechtungsfirmen ins Unermeßliche wuchsen, und das bis in die Gegenwart.
63. In dieser Hinsicht ist Johannes Agnolis alte Schrift »Transformation der Demokratie« mit ihrem Nachweis der allmählichen Verlagerung der Entscheidungen von der Legislative auf die (exekutive) Ministerialbürokratie nach wie vor studierendenswert.
64. Meine Politisierung erfolgte 1956 durch den Einmarsch der sowjetrussischen Armee in Ungarn, weshalb ich mich auch eher als einen »56er« als einen »68er« begreife.
65. Und da die Massaker männlich zu sein pflegen, lasse ich hier bewußt die weibliche Form weg.
66. Jene NGOs, wie sie im UNO-Jargon heißen, auf die Johan Galtung so großen Wert legt.
67. So war es beim World Uranium Hearing, welches im September 1992 in Salzburg stattfand, beeindruckend, daß über 20 Ethnien mit 110 diese Vertretenden zugegen waren, welche durch die Uranindustrie und ihre Folgen vertrieben, beeinträchtigt, getötet worden waren – vom Nördlichen Eismeer bis nach Polynesien, von Afrika bis nach Savannah Hills.
68. Von den Berichten aus dem »Club of Rome« über Global 2000 bis hin zu Hoimar von Ditfurth und vergleichbarer Autorinnen und Autoren.
69. Beim Kongreß »Utopien leben« der Bundesvereinigung soziokultureller Zentren im Oktober 1992 waren übrigens ähnliche Tendenzen wahrzunehmen. Während der größte Teil der westdeutschen Teilnehmenden, oft schon 20 Jahre lang frustriert, Realutopien einforderte, sprach ein großer Teil ostdeutscher Teilnehmender von Stellenplanung und Finanzierung – nicht eingedenk des Umstands, daß es einer Vielzahl von Utopien (und von gesellschaftlichen Konflikten in ihrer Verwirklichung) bedürfe, um überhaupt im erwünschten Ausmaße Stellenplanung und Finanzierung sicherstellen zu können.
70. Nach Zitate nach R. Saage, Hat die politische Utopie eine Zukunft? Darmstadt 1992
71. Fest liest also nicht nur, wie Holland-Cunz ausführt, die Utopistinnen nicht, sondern auch die nicht Utopisten.
72. Durchaus verdient Fest die sarkastische Replik Joachim Petzolds: »Es soll Fest auch nicht unterstellt werden, er hätte an sich etwas gegen harmonische Beziehungen zwischen Menschen«.
73. In dieser Absicht treffen sich, bei allen bemerkenswerten Unterschieden im Detail, Ökologen und der Heidelberger Psychologe Jörg Sommer, eine Strömung des Feminismus, der Claudia von Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholt-Thomsen angehören, spirituelle Synkretisten wie Rudolf Bahro, sowie Teil der self-reliance (»eigene Kraft«)-Bewegungen aus der Dritten Welt und der Erzeuger-Verbraucher-Genossenschaften im agrarischen Bereich.

## Ausgewählte Bibliographie:

Aktion Dritter Weg: Idee und praktischer Versuch, eine Alternative zu den in Ost und West bestehenden Gesellschaftssystemen zu verwirklichen. Achberg 1977

AAO (Hg.): Das AA-Modell. Neusiedl 1976

Amery, Carl: Natur als Politik. Reinbek 1976

Ardila, Ruben: Futurum Drei. München – Wien – Baltimore 1981

Armand, Richard / Lattès, Robert / Lesourne, Jaques: Die Industrialisierung des Geistes. Wien – München – Zürich 1972

Bacon, Francis: Neu Atlantis. Berlin 1984

Bahro, Rudolf: Die Alternative. Köln-Frankfurt/M. 1977

Bahro, Rudolf: Kommune wagen. U.a. in Schwendter 1986

Ballod, Karl: Der Zukunftsstaat. 2. Auflage, Stuttgart 1919

Bataille, Georges: Die Aufhebung der Ökonomie. München 1975

Bebel, August: Charles Fourier. Stuttgart 1907

Bebel, August: Die Frau und der Sozialismus. 61. Auflage, Berlin (DDR) 1964

Bell, Daniel: Die nachindustrielle Gesellschaft. Frankfurt – New York 1975

Bellamy, Edward: Ein Rückblick 2000-1887. Leipzig – Wien o.J.

Berg, Birgit: Denk-Zettel. o.O. o.J. (Stuttgart 1991?)

Binswanger, Christoph / Geissberger, Werner / Ginsberg, Theo: Wege aus der Wohlstandsfalle. Frankfurt/M. 1979

Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung. 3 Bände. Frankfurt/M. 1970

Böckelmann, Frank (Hg.): Befreiung des Alltags. München 1970

Bogdanov, Alexander A.: Der Rote Stern. München 1974

Bookchin, Murray: Ökologie der Freiheit. Weinheim/Basel 1985

Born, Nicolaus (Hg.): Literaturmagazin 3: »Die Phantasie an die Macht« – Literatur als Utopie. Reinbek 1975

Bassel, Hartmut: Bürgerinitiativen entwerfen die Zukunft. Frankfurt/M. 1978

Bruckmann, Gerhard/Swoboda: Auswege in die Zukunft. Wien-München-Zürich 1974

Callenbach, Ernest: Ökoptopia. Berlin 1978

Callenbach, Ernest: Wege nach Ökoptopia. Berlin 1981

Campanella, Tommaso: Der Sonnenstaat. Berlin 1955

Capra, Fritjof: Wendezeit. Berlin – München – Wien 1984

Contraste, Zeitung für Ökologie und Selbstverwaltung, Heidelberg (monatlich) 1984 ff.

Dabholhav, Sripad: Prayoga-Praivar. Das Netzwerk gegenseitigen Lernens. In: Dauber / Verne 1976

Dahrendorf, Ralf: Pfade in Utopia. Freiburg i.B. 1962

Dauber, Heinrich / Verne, Etienne (Hg.): Freiheit zum Lernen. Reinbek 1976

Deleuze, Gilles/Guattari, Felix: Anti-Ödipus. Frankfurt/M. 1977

Deloria jr., Vine: Nur Stämme werden überleben. München 1976

Dick, Lutz van: Alternativschulen. Reinbek 1979

Diehl, Karl: Über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus. Jena 1911

Dischner, Gisela/Faber, Richard (Hg.): Romantische Utopie – utopische Romantik. Hildesheim 1979

Dubs, Peter / Erny, Alfred / Gubler, Remy: Das O/S-System. Achberg 1974

Duhm, Dieter: ZEGG. Lampertsheim 1978

Duyn, Roel van: Die Botschaft eines weisen Heinzelmännchens. Wuppertal 1971

Engels, Friedrich: Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. Berlin (DDR) 1972

Fourier, Charles: Theorie der vier Bewegungen. Frankfurt/M.-Wien 1966

Friedman, Yona: Machbare Utopien. Frankfurt/M. 1977

Fritzsche, Gustav: William Morris' Sozialismus und anarchistischer Kommunismus. Leipzig 1927

Fromm, Erich: Die Revolution der Hoffnung. Reinbek 1974

Galtung, Johan: Strukturelle Gewalt. Reinbek 1975

Garaudy, Roger: Das Projekt Hoffnung. Wien 1977

Gearhart, Sally Miller: Das Wanderland. München 1972

Gerth, Andrea/Sing, Elmar: Knatsch, Zoff und Keilerei. München 1992

Gillman, Charlotte Perkins: Herland

Gizycki, Horst von: Aufbruch aus dem Neandertal. Darmstadt-Neuwied 1974

Gizycki, Horst von: Arche Noah '84. Frankfurt/M. 1984

Goldsmith, Edward/Allen, Richard: Planspiel zum Überleben. Stuttgart 1972

Goodman, Paul: Communitas. New York 1960

- Goodman, Paul: Compulsory Miseducation. New York 1964
- Goodman, Paul: People or Personell. New York 1961
- Gorz, André: Abschied vom Proletariat. Berlin 1980
- Gorz, André: Ökologie und Politik. Reinbek 1977
- Gorz, André: Wege ins Paradies. Berlin 1983
- Gruhl, Herbert: Ein Planet wird geplündert. Frankfurt/M. 1975
- Habermas, Jürgen: Die neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt/M. 1985
- Hahn, Manfred (Hg.): Vormarxistischer Sozialismus. Frankfurt/M. 1974
- Harich, Wolfgang: Kommunismus ohne Wachstum? Reinbek 1975
- Heider, Christiane / Schwendter, Rolf / Weiß, Reinald (Hg.): Politik der Seele. München 1988
- Heidt, Wilfried: Der 3. Weg. 3. Auflage, Achberg 1974
- Heilbronner, Robert L.: An Inquiry into The Human Prospect. London 1975
- Heinrich, Johann (Hg.): Der utopische Staat. Reinbek 1966
- Herrera, Amilcar / Skolnik, Hugo: Grenzen des Elends. Frankfurt/M. 1977
- Holland-Cunz, Barbara: Utopien der Neuen Frauenbewegung. Meitingen 1988
- Huber, Josph (Hg): Anders arbeiten – anders wirtschaften. Frankfurt/M. 1979
- Huxley, Aldous: Affe und Wesen. München 1964
- Huxley, Aldous: Eiland. München – Zürich 1984
- Huxley, Aldous: Schöne neue Welt. 6. Auflage, Frankfurt/M. 1960
- Illich, Ivan: Fortschrittsmythen. Reinbek 1978
- Jungk, Robert: Der Jahrtausendmensch. Gütersloh 1973
- Jungk, Robert / Müllert, Norbert: Zukunftswerkstätten. 2. Auflage, München 1989
- Jungk, Robert / Mundt, F.J. (Hg.): Modelle für eine neue Welt. 10 Bände. München 1962 ff.
- Jungk, Robert/Internationale Bibliothek für Zukunftsforschung (Hg): Katalog der Hoffnung. Frankfurt/M. 1990
- Kahn, Herman/Wiener, Anthony: Ihr werdet es erleben. Wien – München – Zürich 1968
- K'ang Yu-Wei: Das Buch von der Großen Gemeinschaft. Düsseldorf-Köln 1974
- Kapp, William / Vilmar, Fritz: Sozialisierung der Verluste? München 1972
- Kirst, Wilhelm/Diehmeyer, Ulrich: Kreativitätstraining. Reinbek 1973
- Klostermann, Michael: Auroville – Stadt des Zukunftsmenschen. Frankfurt/M. 1976
- Knauer, Raingard / Krohn, Erika / Hömer, Peter: Lernen geht auch anders. Berlin 1979
- Krauch, Helmut: Computer-Demokratie. Düsseldorf 1972
- Kropotkin, Peter: Die Erorberung des Brotes. Berlin 1972
- Kropotkin, Peter: Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt. Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1976
- Kursbuch 14/1968
- Kursbuch 43/1976
- Kursbuch 53/1978
- Lafargue, Paul: Das Recht auf Faulheit. Frankfurt/M. 1966
- Le Guin, Ursula: Der Planet der Habenichtse. München 1981
- Le Guin, Ursula: Der Winterplanet. 3. Auflage, 1981
- Lessing, Doris: Die Ehen zwischen den Zonen 3, 4 und 5, Canopus bis Argos: Archiv II. Frankfurt/M. 1984
- Leßmann, Bernd: Metamorphosen. Magstadt 1988
- Lutz, Rüdiger, in: analysen und prognosen 67/1980, 71/1980
- P.M.: »bolo'bolo«. Zürich 1982
- P.M.: Weltgeist Superstar. München 1980
- P.M. und Freunde: Olten, alles aussteigen, oder: Ideen für eine Welt ohne Schweiz. 2. Auflage. Zürich 1991
- Mannheim, Karl: Ideologie und Utopie. Frankfurt/m. 1952
- Marcuse, Herbert: Das Ende der Utopie. Berlin 1967
- Marx, Karl: Das Kapital. 3 Bände. Berlin (DDR) 1969f.
- Masuda, Y.: Computopia. Tokio 1972
- Meyer, Niels L. / Petersen, Helweg K. / Sorensen, Villy: Aufruhr der Mitte. Hamburg 1979
- Mitscherlich, Alexander/Weber, Alfred: Freier Sozialismus. Heidelberg 1946
- Modena, Emilio, in: Heider / Schwendter / Weiß 1988
- Morris, William: Kunde von Nirgendwo. Reutlingen 1981
- Morus, Thomas: Utopia. Leipzig 1990
- Muir, John: The Velvet Monhey Wrench. Santa Fe 1973
- Neumann, Walter: Revonnah. Hannover 1986
- Neusüss, Arnhelm (Hg.): Utopie. Neuwied – Berlin 1968
- Orwell, George: 1984. Zürich 1950

- Ottomeyer, Klaus: Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen. Reinbek 1977
- Owen, Robert: Eine neue Auffassung von der Gesellschaft. Berlin 1989
- Peccei, Aurelio: Die Qualität des Menschen. Stuttgart 1977
- Pforte, Dieter / Schwencke, Olaf (Hg.): Ansichten einer künftigen Futurologie. München 1973 (hierin u.a. Reimar Lenz: »Metaseminar«)
- Popper, Karl R.: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. 2 Bände. Bern 1957 ff.
- Popper-Lynkeus, Joseph: Die allgemeine Nährpflicht. Wien 1912
- Preobraschenski, E.: UdSSR 1975. Berlin 1975
- Prokol-Gruppe Berlin: Der sanfte Weg. Berlin 1976
- Qualität des Lebens. 9 Bände. Frankfurt/M. 1973f.
- Reiner, Julius: Berühmte Utopien und ihr Staatsideal. Jena 1906
- Richta-Report: Politische Ökonomie des 20. Jahrhunderts. Frankfurt/M. 1971
- Richter, Dieter: Schlaraffenland. Köln 1984
- Robertson, James: Die Lebenswerte Alternative. Frankfurt/M. 1979
- Rozzak, Theodore: Where the Wasteland ends. New York 1973
- Saage, Richard (Hg.): Hat die politische Utopie eine Zukunft? Darmstadt 1991
- Saage, Richard: Politische Utopien der Neuzeit. Darmstadt 1991
- Schwendter, Rolf: Zur Geschichte der Zukunft. Frankfurt/M. 1982
- Schwendter, Rolf: Modelle zur Radikaldemokratie. Wuppertal 1970
- Schwendter, Rolf: Produktionseinheit Föhrenwald. In: Kursbuch 43/1976
- Schwendter, Rolf: Theorie der Subkultur. 4. Auflage Hamburg 1993
- Schwendter, Rolf: Zur Zeitgeschichte der Zukunft. Frankfurt/M. 1984
- Shaw, George Bernard: Wegweiser für die intelligente Frau zu Sozialismus und Kapitalismus. Berlin 1928
- Sik, Ota: Der 3. Weg. Hamburg 1972
- Skinner, B.F.: Futurum Zwei. Reinbek 1972
- Sörgel, Hermann: Atlantropa. Schongau 1928
- Sonnemann, Ulrich: Der soziale Gedanke im Werk von H.G. Wells. Dissertation. Basel 1934
- Spiegel, Walter (Hg.): Sf. Stories 4. Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1970
- Steiner, Rudolf: Die Dreigliederung des sozialen Organismus. Stuttgart 1919
- Stowasser, Horst: Projekt A. Wetzlar 1984
- Strasser, Johano: Leben ohne Utopie? Frankfurt/M. 1990
- Suvin, Darko: Poetik der Science fiction. Frankfurt/M. 1979
- Swoboda, Helmut: Utopia. Wien 1972
- Technologie und Politik. Band 1 ff. Reinbek 1975ff.
- Teilhard de Chardin, Pierre: Der Mensch im Kosmos. 2. Auflage München 1965
- Töffler, Alvin: Der Zukunftsschock. Berlin – München – Wien 1970
- Uexhüll, Jakob von / Dost, Bernd: Projekte der Hoffnung. München 1990
- Ulrich, Otto: Weltniveau. Berlin 1979
- Vilmar, Fritz: Strategien der Demokratisierung. 2 Bände. Darmstadt-Neuwied 1976
- Vilmar, Fritz: Auf dem Wege zur Selbsthilfegesellschaft. Essen 1988
- Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Utopieforschung. 3 Bände. Frankfurt 1982
- Webb, Sidney u. Beatrice: A Constitution for the Socialist Commonwealth of Great Britain. London 1920
- Weitling, Wilhelm: Garantien der Harmonie und Freiheit. Berlin 1908
- Wells, Herbert George: The Shape of Things to come. London 1933
- Werlhof, Claudia von: Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun? München 1992
- Zwicky, Fritz: Entdecken, Erfinden, Forschen. München – Zürich 1971

## Drei zu Eins

Texte von Klaus Viehmann u.a. (Drei zu Eins – Klassenwiderspruch, Rassismus und Sexismus), Ingrid Strobl (Die Angst vor den Frösten der Freiheit), autonome l.u.p.u.s.-Gruppe (Doitschstunde)  
103 Seiten, 10,- DM (3. Auflage)

**Ingrid Strobl**

## Strange Fruit

Bevölkerungspolitik:  
Ideologien, Ziele, Methoden, Widerstand  
72 Seiten, 10,- DM (3. Auflage)

**Günther Jacob**

## Agit-Pop

Schwarze Musik und weiße Hörer. Texte zu Nationalismus und Rassismus, HipHop und Raggamuffin  
240 Seiten, 20,- DM (2. Auflage)

**Projektgruppe (Hg.)**

## Antifa

Diskussionen und Tips aus der antifaschistischen Praxis  
188 Seiten, 14,80 DM

**Ingrid Strobl**

## Das Feld des Vergessens

Jüdischer Widerstand und deutsche »Vergangenheitsbewältigung«  
140 Seiten, 14,- DM

**Wochezeitung Zürich**  
(Hg.)

## Mexico. Der Aufstand in Chiapas

Hintergründe und Folgen  
160 Seiten, 16,- DM (Mai 94)

**Hakim Bey**

## T.A.Z.

Temporäre Autonome Zone  
(Aus dem Amerikanischen von Jürgen Schneider)  
165 Seiten, 20,- DM (Mai 94)

**Rolf Schwendter**

## Utopie

Überlegungen zu einem zeitlosen Begriff  
120 Seiten, 15,- DM (Juni 94)

**Jost Müller**

## Die Ideologie der ›Neuen Rechten‹

Zur historischen und aktuellen Dynamik von Faschismus und Konservatismus  
ca. 160 Seiten, ca. 18,- DM (September 94)